Physiologisches und Psychologisches über Liebe und Freundschaft[1]).

Von Dr. **Albert Moll** in Berlin.

In zahllosen Arbeiten ist die Liebe, in vielen die Freundschaft Gegenstand der Darstellung gewesen. Hochgestellt wurde die Freundschaft im Altertum bei den Juden, ebenso bei Christus und den Aposteln, früher besonders bei den Griechen. Aus der römischen Literatur nenne ich nur Ciceros Laelius, später trat die Literatur über die Freundschaft in den Hintergrund, bis Montaigne, der selbst das innigste Freundschaftsgefühl für seinen früh verstorbenen Boétie kennen gelernt hatte, ihr eine Abhandlung widmete.

Gleichen-Rußwurm[2]) meint, Montaigne habe den Freundschaftsenthusiasmus des Altertums wieder erweckt, als die mittelalterliche Minne niedergegangen war. Auch andere Franzosen haben später das Freundschaftsproblem gern behandelt. Die 1826 von Stäudlin herausgegebene Arbeit[3]) brachte eine geschichtliche Darstellung des Themas. In neuerer Zeit ist das schon erwähnte Werk von Gleichen-Rußwurm über die Freundschaft erschienen. Auch die vielen Abhandlungen über Homosexualität bringen manches über die Freundschaft. Mit diesen wenigen Literaturangaben sollen nur gewisse Etappen in der Bearbeitung des Problems angedeutet, nicht auch nur im geringsten eine Vollständigkeit erzielt werden.

Nahe lag es natürlich, bei Gelegenheit solcher literarischen Arbeiten auch das Verhältnis der Liebe zur Freundschaft zu besprechen. Ist doch beiden eine überaus enge Beziehung zwischen zwei Personen gemeinsam und sind doch bei beiden mitunter die feinsten Seelenregungen vorhanden, aber es gibt nicht wenige Fälle, wo die Abgrenzung beider Gefühle solche Schwierigkeiten bietet, dass man kaum sagen kann, ob Liebe, ob Freundschaft vorliegt. Die Schwierigkeiten werden sofort klar, wenn ich an die so oft gestellte Frage erinnere, ob zwischen Mann und Weib Freundschaft möglich sei, wenn ich an den Streit erinnere, der lange genug geherrscht hat,

---

[1]) Vortrag, gehalten in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin am 17. Oktober 1912.

[2]) Alexander von Gleichen-Rußwurm, Freundschaft, eine psychologische Forschungsreise. Stuttgart 1911.

[3]) Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Freundschaft. Hannover 1826.

heute aber wohl zum grossen Teil entschieden ist, ob, was die Griechen Päderastie nannten, zur Freundschaft gehört oder zur gleichgeschlechtlichen Liebe.

Die eben erwähnten Probleme, das der Freundschaft zwischen Mann und Weib und das der griechischen Päderastie, lassen schon erkennen, dass wir an sich geneigt sind, bei der Entscheidung, ob Liebe oder Freundschaft vorliegt, zunächst zu fragen, ob es sich um Personen desselben oder um solche verschiedenen Geschlechts handelt.

Mit vollem Recht sind wir eher geneigt, bei verschiedenem Geschlecht Liebesempfindungen, bei demselben Geschlecht Freundschaftsgefühl anzunehmen. Aber die Verschiedenheit des Geschlechts genügt nicht. Ich erwähne hier einen der grössten Künstler, Michelangelo, der oft zu Erörterungen über Liebe und Freundschaft Veranlassung gegeben hat. Er wird mit Recht zu den Homosexuellen gerechnet. Um ihn vor dem Verdacht zu schützen, wird mitunter angeführt, dass er ein Liebesverhältnis mit der Vittoria Colonna gehabt hat. Aber nirgends konnte ich eine Tatsache finden, die zur Annahme berechtigen würde, dass erotische Gefühle bei seinen Beziehungen zur Vittoria Colonna vorgelegen hätten. Sie war für ihn stets die Fürstin, allenfalls die kunstverständige Freundin. Manche, z. B. Condivi[1]), suchten dieses Freundschaftsverhältnis als eine Liebesleidenschaft zu deuten, aber keinerlei Beweise sind dafür erbracht worden. Einer der besten Kenner der Renaissance, Walter Pater[2]), glaubt ebenfalls nicht an ein Liebesverhältnis. Der Künstler hatte die Fürstin, als er 63 Jahre alt war, gesehen. Das vertrautere Verhältnis der beiden begann erst um das Jahr 1542, als Michelangelo nahe an 70 war. Die Beziehungen beider zeigten gewiss etwas hohes Seelisches, aber nichts, was an Liebe auch nur im entferntesten erinnert. Um den scheinbaren Widerspruch, dass ein Mann mit einer Frau eng befreundet sein kann, zu widerlegen, hat man gewaltsame Deutungen versucht, z. B. einen Teil der an Männer gerichteten Liebesbriefe Michelangelos dadurch erklären wollen, dass man meinte, sie seien an die Vittoria Colonna gerichtet gewesen und die Männer seien nur als Mittelspersonen aufzufassen. Aber wie gekünstelt muss eine solche Erklärung erscheinen.

Aehnlich wie mit den Briefen liegt es auch mit den Gedichten, wiewohl einige auch an bestimmte weibliche Personen gerichtet waren. Man lese aber nur das folgende Gedicht, das der schon

---

[1]) Vergl. Numa Praetorius, Michelangelos Urningtum. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, 2. Jahrgang Leipzig 1900. S. 256.

[2]) Die Renaissance, Studien in Kunst und Poesie, Leipzig 1902, S. 116.

alte Michelangelo an den jungen Cavalieri gerichtet hat. Mag auch keine sinnliche Liebe daraus sprechen, mit dem Begriff der Freundschaft deckt es sich nicht.

„Ich sehe sanftes Licht mit deinen Blicken,
Mit meinen eignen Augen bin ich blind,
Mit dir im gleichen Schritte wandelnd, sind
Leicht mir die Lasten, die mich sonst erdrücken.

Von deinen Schwingen mit emporgetragen
Flieg' ich mit dir hinauf zum Himmel ewig,
Wie du es willst: kühn oder zitternd leb' ich,
Kalt in der Sonne, warm in Wintertagen.

In deinem Willen ruht allein der meine,
Dein Herz, wo die Gedanken mir entstehn,
Dein Geist, in dem der Worte Quell sich findet:
So kommt's, dass ich dem Monde gleich erscheine,
Den wir soweit am Himmel nur ersehn,
Als ihn der Sonne Feuerstrahl entzündet.

Sehen wir schon bei Michelangelo, dass die Verschiedenheit des Geschlechts nicht ohne weiteres gegen ein Freundschaftsverhältnis spricht, so zeigt uns die reiche Erfahrung auf dem Gebiete der Homosexualität, dass die Gleichartigkeit des Geschlechts auch nicht gegen die Liebe spricht.

Einzelne suchen diesem Dilemma dadurch zu entgehen. dass sie die Liebe von der Freundschaft nicht trennen, dass sie Liebe und Freundschaft möglichst identifizieren. Dies hat z. B. Benedikt Friedlaender[1]) getan, der die gleichgeschlechtliche Liebe mit der physiologischen Freundschaft identifiziert und darin einen persönlichen angeborenen spezifischen Affekt sui generis sieht. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, dass Liebe und Freundschaft ganz verschiedene Erscheinungen sind. Physiologisch und psychologisch lassen sie sich auseinanderhalten. Dass es Uebergänge gibt, auch Fälle, wo im konkreten Fall die Diagnose nicht gestellt werden kann, widerlegt nicht die Tatsache der Verschiedenheit. Friedländer sucht über die Schwierigkeit, die sich aus dem sexuellen Verkehr bei der Liebe ergibt, dadurch hinwegzukommen, dass er meint, ob sich ein Geschlechtsakt anschliesst oder nicht, sei eigentlich ganz nebensächlich. Dies ist insofern falsch, als der Geschlechtsakt zwar

[1]) Die physiologische Freundschaft als normaler Grundtrieb der Menschen und als Grundlage der Sozialität in: Die Liebe des Plato im Lichte der modernen Biologie. Treptow bei Berlin 1909.

etwas Aeusserliches ist, aber der Drang dazu und die Empfindungen, die bei ihm eintreten, etwas rein Subjektives und ein integrierender Bestandteil des Seelenlebens des Liebenden sind.

Auch die Gehirnfunktionen müssen bei Liebe und Freundschaft verschieden sein. Denn, da vom Gehirn die Reize ausgehen, die den Geschlechtsakt möglich machen, Reize, die durch das Rückenmark auf bestimmte periphere Teile übergeleitet werden, und dies nur bei der Liebe vorkommt, nicht bei der Freundschaft, so ist es unzweifelhaft, dass auch physiologisch beide voneinander abgegrenzt werden müssen. Wir nehmen an, dass in gewissen Ganglienzellen des Gehirns gewisse Vorstellungen lokalisiert sind. Nehmen wir etwa an, dass bei einem normalen Manne in der Zellengruppe m die Vorstellung des Mannes, in der Zellengruppe w die des Weibes lokalisiert sei, so entladen sich von w periphere Reize durch die Gehirnbahnen, vielleicht auch noch durch andere Gehirnzellen und das Rückenmark. Sie wirken auf bestimmte Stellen des Rückenmarks, die zu den bekannten Veränderungen in den Genitalorganen führen. Da diese gleichen Reize von der Zellengruppe m nicht ausgehen, muss der Vorgang in m und w durchaus verschieden sein, d. h. was wir als Freundschaft ansehen, hat einen anderen physiologischen Hintergrund schon im Gehirn als das, was wir als Liebe betrachten, wenn wir auch nicht wissen, welcher Art die Reize sind, die bei der Liebe in den Ganglienzellen auftreten.

Die Liebe beruht auf dem Geschlechtstriebe, und wenn sie diesem gegenüber auch etwas ausserordentlich Verfeinertes darstellt, so kommt man doch nicht darüber hinweg, dass zwei einander liebende Personen mit wenigen Ausnahmen sich zum Geschlechtsakte gedrängt fühlen. Wenn dieser beim Manne dauernd fehlt, so sind meistens andere Gründe schuld, nicht aber das Fehlen des Triebes. Die Achtung vor dem Weibe, konventionelle Schranken, die instinktive Abwehr des Weibes, Beaufsichtigung durch die gefürchtete dame d'honneur und ähnliches wirken oft entgegen. Auch gibt es pathologische Fälle, wo der Liebesakt von dem Liebenden nicht nur nicht erstrebt, sondern als etwas Verabscheuenswertes betrachtet wird. Der Betreffende ist von dem Gedanken der Liebe befangen, so dass dadurch Hemmungen ausgelöst werden. Die geliebte Person erscheint ihm als etwas Heiliges, der Liebesakt als eine Entweihung, so dass ihm jeder Trieb, jeder Wunsch, ja infolge der nicht eintretenden Erektion jede Möglichkeit, den Liebesakt auszuführen, fehlt. Es sind das Fälle, die zur psychischen Impotenz gehören und als pathologisch anzusehen sind.

Aehnlich, wie hier beim Manne, liegt es bei manchen Frauen,

wo vielleicht durch die übertriebene keusche Erziehung eine instinktive Abscheu vor dem Liebesakt bewirkt wird. Das Geschlechtsleben ist der Betreffenden stets als etwas Unreines hingestellt worden, so dass schliesslich Fälle entstehen, die man gewöhnlich als sexuelle Anästhesie bezeichnet, sei es, dass der Geschlechtsakt ohne Wollustempfindung verläuft, sei es, dass selbst der Trieb zum Geschlechtsakt vollkommen fehlt. In vielen dieser Fälle wird der Geschlechtsakt nur aus Gründen gewünscht, die der Reflexion entstammen; besonders oft ist massgebend der Wunsch, Nachkommenschaft zu erzielen. Jedenfalls ist bei diesen Frauen trotz aller Liebe, die sie dem Manne entgegenbringen, der peripher zu befriedigende Geschlechtstrieb nicht vorhanden.

Freilich ist durchaus noch nicht alles klar und manches dunkel. So zeigen sich mit Beziehung auf die sexuelle Anästhesie des Weibes mitunter ganz verschiedene Erscheinungen, wenn das Weib mehrere Männer hintereinander liebte. Eine Dame, die überaus fein beobachtet, war im Laufe ihrer Jugend mit mehreren Herren etwas enger bekannt, ohne dass sie übrigens dabei ihre anatomische Unschuld verlor. Sie erzählte mir ganz genau, wie sie den ersten und dritten zwar sehr lieb hatte, auch ganz gern einmal küsste, wie aber nur beim zweiten ein wirklicher sexueller Drang bei ihr auftrat, der eine Befriedigung in den Genitalorganen wünschenswert machte. Dasselbe war schliesslich der Fall, als sie heiratete. Hier war sie durchaus nicht anästhetisch. Es scheint aber, dass im einen oder andern Fall aus Gründen, die wir noch nicht kennen, auch beim weiblichen Geschlechte die örtlichen sexuellen Vorgänge eine grössere Rolle spielen als beim männlichen. Wenn wir aber auseinander halten wollen, ob in dem einen Falle Liebe oder Freundschaft vorlag, so genügen nicht diese örtlichen Vorgänge, denn anscheinend hat jene Frau gerade in dem einen Falle, wo sie gar keine örtlichen Empfindungen hatte, am meisten geliebt.

Ebenso wie wir bei den Beziehungen der Liebe zum Geschlechtstrieb die Geschlechter unterscheiden müssen, so auch besonders beim männlichen Geschlecht die Altersstufen.

Die Primanerliebe ist oft rein platonisch. Zwar wird behauptet, dass die heutige Generation weniger sittlich sei als die frühere; gleichviel aber, ob das richtig ist — ich bin allen solchen Herabsetzungen der Gegenwart der Vergangenheit gegenüber sehr misstrauisch — unterliegt es für mich keinem Zweifel, dass die Primanerliebe oft etwas überaus Keusches an sich hat und keineswegs immer mit dem bewussten Drange zu einem sexuellen Akte einhergeht. Gewiss kommt auch dieses vor. Max Halbe hat es in seiner „Jugend“ beschrieben und die Beaufsichtigung junger Menschen verschiedenen Geschlechts,

durch Erwachsene ist auf die Befürchtungen, die sich nach dieser Richtung ergeben, zurückzuführen, wenn es auch zweifelhaft ist, ob man durch diese ängstliche Aufsicht mehr erreicht, als dadurch, dass man den Betreffenden eine gewisse Selbständigkeit lässt und besonders den Mädchen dadurch die Kunst und Kraft, sich selbst zu schützen, anerzieht.

Jedenfalls kann aber festgehalten werden, dass bei unerwachsenen männlichen Personen nicht in allen Fällen die Liebe mit einem bewussten Geschlechtstrieb verbunden ist.

Auch bei Erwachsenen können wir dies, wenigstens eine Zeitlang, beobachten, u. zw. bei beiden Geschlechtern. Viele weibliche Personen haben ein Glücksgefühl, wenn sie nur mit dem von ihnen geliebten Manne zusammen sind, und ebenso liegt es bei manchen Männern gegenüber dem Weibe. Die Nähe, das Interesse, das Bewusstsein, das Weib seelisch zu besitzen, genügt ihnen mitunter. In solchen Fällen lassen physiologische Symptome zunächst einen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft nicht machen.

Demgegenüber muss aber festgehalten werden, dass es meistens in diesen Fällen, wenn auch in einem späteren Stadium, zu einem bewussten Geschlechtstrieb kommt. Dann sind wir auch durch rein physiologische Faktoren in der Lage, die Liebe von der Freundschaft zu trennen. Denn es ist ein physiologischer Vorgang, wenn vom Gehirn aus durch die Rückenmarksfasern hindurch ein Einfluss auf die peripheren Genitalorgane ausgeübt wird, der eine Vorbedingung des Geschlechtsaktes ist.

Freilich können wir trotzdem im konkreten Falle die Diagnose, ob Liebe, ob Freundschaft vorliegt, meistens nicht stellen. Die Verschlossenheit in solchen Dingen hindert das. Wenn auch die peripheren Vorgänge eine wesentliche Rolle bei der Diagnose spielen, so hört man doch von ihnen kaum je etwas. Besonders wenn wir von grossen Männern der Vergangenheit lesen und wir feststellen wollen, ob Freundschaft oder Liebe bei ihnen vorlag, wissen wir natürlich gar nicht, was sich bei ihnen in den peripheren Organen abgespielt hat, und doch könnte uns dies in den meisten Fällen sofort Aufschluss über das Seelenleben geben. Man könnte daraus sofort schliessen, ob Liebe oder Freundschaft vorlag. Diese Verschlossenheit hängt zum grossen Teil damit zusammen, dass die meisten nicht den Liebesakt zwischen Männern und zwischen Frauen, sondern auch den zwischen Mann und Weib, besonders wenn sie nicht verheiratet sind, als etwas Unreines betrachten. Jedenfalls wird diese Funktion der Kenntnis Dritter so entzogen, dass wir auf dieses wichtige diagnostische Hilfsmittel meistens verzichten müssen.

Manchmal spielt auch der subjektive Standpunkt des Beobachters eine Rolle, und dies findet sich besonders, wenn man die sexuellen Beziehungen zwischen Männern betrachtet. Man will nicht gern als Geschlechtstrieb oder Liebe solche enge Beziehungen zwischen Männern bezeichnen, und z. T. hat sich dadurch eine besondere Terminologie gebildet. Ich erwähne z. B. den in neuerer Zeit öfter gebrauchten Ausdruck „erotisch betonte Freundschaft".

Uebrigens besteht bei der Liebe, selbst wenn die örtlichen sexuellen Vorgänge fehlen, doch meistens eine gewisse Sinnlichkeit, die vom Geschlechtstriebe getrennt werden muss, u. zw. können wir eine Sinnlichkeit in doppeltem Sinne unterscheiden, erstens insofern als das Objekt der Neigung nach gewissen äusseren, auf die Sinne wirkenden Merkmalen ausgesucht wird, z. B. nach Schönheit, und zweitens insofern, als der Drang zu körperlicher Umarmung und Berührung, zum Kuss, sehr oft auch ohne Trieb zu einem sexuellen Akt auftreten. Nun wenden aber diejenigen, die den Freundschaftsbegriff möglichst weit ausdehnen wollen, ein, dass die gleiche Form der Sinnlichkeit auch bei der Auswahl von Freunden vorkommt. Man könne es beobachten, dass Schönheit auch bei der Wahl des Freundes oder der Freundin massgebend sei. Aber auch die andere Form der Sinnlichkeit fehle nicht. Wenn sich zwei wahre Freunde nach langer Zeit wieder treffen, so komme es zur Umarmung und einem herzhaften Kuss. Immerhin spielt bei solchen Vorgängen, soweit die Freundschaft in Frage kommt, die Konvention und Sitte eine grössere Rolle, als der wirkliche innere Trieb. In gewissen Ländern ist es Brauch, dass sich Männer küssen, wenn sie sich nach langer Abwesenheit treffen und irgendwelche, auch nur oberflächliche freundschaftliche Beziehungen zwischen ihnen bestehen. In anderen Ländern, z. B. in manchen romanischen, findet man, dass sich Männer umarmen, wenn sie sich auch täglich sehen. Mitunter ist es nur ein oberflächliches Umarmen, in anderen Fällen legen sie Wange an Wange, ohne sich direkt zu küssen. Es soll zugegeben werden, dass mitunter in Fällen, wo es sich um eine wirklich innere Freundschaft handelt, auch ein innerer Drang zum Küssen vorliegt. Und es braucht der Kuss, der daraus folgt, nicht immer sexuell zu sein. Die Mutter, die das Kind, das Kind, das die Mutter küsst, zeigen damit keine sexuelle Erscheinung, wenn auch gerade in der neueren Zeit eine Richtung, die Freudsche Richtung, manche Anhänger hat, die überall etwas Sexuelles zu sehen glaubt. Aber der Umstand, dass wir Uebergänge zwischen verschiedenen Erscheinungen und in manchen Fällen gleiche Symptome bei verschiedenen Erscheinungen finden, beweist nicht, dass die Erscheinungen identisch

sind. Ebensowenig wie dadurch, dass sich Mutter und Kind gern küssen, bewiesen wird, dass es sich hier um sexuelle Vorgänge handelt, ist dies der Fall, wenn es gelegentlich zwischen guten Freunden geschieht. In Künstlerkreisen und in solchen, die ein besonders starkes künstlerisches Empfinden haben, finden wir mitunter einen solchen Freundschaftskultus. Dieser hängt mit der Phantasie und der Psyche der Betreffenden eng zusammen, hat aber nichts Erotisches. Deshalb soll man nicht, wenn etwas unserem persönlichen Empfinden Fremdes vorkommt, sofort die Diagnose auf Homosexualität stellen. Wenn Gutzkow nach Genesung von schwerer Krankheit den ihn besuchenden Berthold Auerbach umarmt und küsst, wird man hierin gewiss nichts Sexuelles sehen. Man betrachte stets die Umstände, unter denen etwas vorkommt. Auch wenn man jemand einen grossen Dienst geleistet hat, der ihm Leben, Gesundheit oder Stellung gerettet hat, wird der Betreffende von Sympathie- und Dankbarkeitsgefühlen oft so erschüttert und beherrscht, dass ihn eine herzhafte Umarmung, ein Küssen seines Wohltäters am meisten befriedigt.

Auch der Umstand, dass bei dem, was man Freundschaft nennt, gewisse körperliche Eigenschaften des andern eine Rolle spielen sollen, kann zu einer Identifizierung mit der Liebesempfindung nicht führen. Zunächst sei erwähnt, dass, wo bei der Auswahl des Freundes Schönheit oder bestimmte Körpereigenschaften massgebend sind, in Wirklichkeit meistens erotische Gefühle vorhanden sind. Man denke doch nur an zwei junge Mädchen! Da sieht man schwärmerisch die eine die Schönheit der andern, ihrer sog. Freundin, bewundern, und wenn man nicht in diese Bewunderung einstimmt, zeigt sich sofort eine grosse Missstimmung. Ich glaube nicht daran, dass man hier, selbst wenn es sich um recht keusche junge Mädchen handelt, einfach von Freundschaft sprechen kann. Das sind erotische Gefühle, die in das Gebiet der Liebe und dessen gehören, was auf dem Sexuellen beruht. Ferner will ich zwar nicht bestreiten, dass Körpereigenschaften auch bei Freunden eine Rolle spielen, aber wie ich glaube, mehr im negativen Sinne. Es kann jemand durch unangenehme Eigenschaften des Körpers von dem anderen so abgestossen werden, dass es garnicht zu einem Freundschaftsbunde kommt. Aber die Körpereigenschaften haben nicht den positiven Einfluss auf die Entwicklung der Freundschaft.

Endlich sei aber darauf hingewiesen, dass gerade bei der Freundschaft gewisse geistige Interessen hervortreten. Ich glaube, dass es zwischen geistig ganz stumpfen Menschen ein Freundschaftsgefühl zwar geben kann, aber eine gewisse höhere Kultur ist doch wohl

einer höheren Freundschaft günstig. Bei geistig ganz stumpfen Leuten mag zuweilen ein Sozialitätsbedürfnis, ein Anlehnungsbedürfnis die Freundschaft vortäuschen, aber dieses extensive Gefühl ist nicht mit dem intensiven der Freundschaft zu vergleichen. Auch zwischen Menschen niederster Bildung, sogar bei Tieren — worauf ich noch zurückkomme — finden wir ein solches Anlehnungsbedürfnis, das aber von Freundschaft und Liebe getrennt werden muss. Die Blutsbrüderschaft bei Naturvölkern, bei der sich die Betreffenden innerlich eng mit einander verbunden fühlen, wird gewiss auch zur Freundschaft im weitesten Sinne gerechnet werden können. Aber im allgemeinen wird sie mehr durch das Psychische und Geistige beherrscht als durch irgendwelche anderen Gefühle. So sehen wir, dass Freundespaare, bei denen wir alles Erotische ausschliessen können, sehr oft grosse Geistesheroen gewesen sind. Wir können dasselbe aber auch im kleineren Kreise beobachten und feststellen, dass es sehr oft gemeinsame geistige Interessen sind, die die beiden zusammenführen, Interessen, denen gegenüber das Körperliche zurücktritt.

Ferner sehen wir, dass bei Freundschaft fast immer das ganze Geistes- und Gemütsleben beteiligt ist, während bei der Liebe doch die eine oder andere Eigenschaft, sei es des Körpers, sei es der Psyche, mehr ausschlaggebend ist. Das ist nicht nur bei den pathologischen Fällen, die wir zum Fetischismus rechnen, zu beobachten, sondern auch bei ganz normalen. Scheinbar fliessen die Seelen zusammen, oder, wie es oft genannt wird, ineinander über. Wenn man aber genaue Analysen hört, so ist die Gemeinschaft der Seelen doch meistens weit geringer als bei der Freundschaft.

Immerhin muss zugegeben werden, dass Freundschaft auch ohne hervorragende Geistesgaben bei Männern möglich ist. Es gibt auch in den Kreisen, die wir nicht zu den gebildeten rechnen, eine sehr enge Freundschaft. Wir sehen da, wie der eine an dem andern hängt, wie der eine sich für den andern aufzuopfern sucht und man muss schliesslich bei den in der Geschichte überlieferten Freundschaftsbünden zwischen Männern berücksichtigen, dass solche Fälle die Allgemeinheit besonders interessierten und damit nicht ausgeschlossen ist, dass andere Freundespaare der Vergessenheit anheimgefallen sind, weil sie nie in die Oeffentlichkeit oder über den Durchschnitt hinausgetreten sind. Die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller, zwischen Lessing und Mendelssohn interessierte natürlich viel mehr und ist ganz anders bekannt geworden als etwa der Freundschaftsbund zwischen zwei Unbekannten. Ja, selbst bei ganz stumpfen Menschen kommen solche Freundschaften vor, übrigens auch bei Tieren.

Ich wollte im vorhergehenden auseinandersetzen, dass bei Menschen bei der Freundschaft das Körperliche nicht die ausschlaggebende Rolle spielt, wie bei der Liebe. Vielleicht wird man einwenden, dass bei den alten Griechen gerade die körperliche Schönheit in der Freundschaft recht viel galt und dass man, um das Ganze zu idealisieren, einen schönen Körper zum Wohnsitz einer schönen Seele machte. Hierin lag aber nur der Wunsch, die erotischen Beziehungen durch eine Entfernung vom rein Aeusseren auf eine höhere Stufe zu erheben. Denn was man bei den Griechen als Freundschaft bezeichnete, war mindestens in zahllosen Fällen homosexuelles Liebesgefühl. Wir können besonders bei jüngeren Leuten auch heute beobachten, dass bei zwei sog. Freunden das Aeussere oft ausschlaggebend ist, und in vielen Fällen ist gerade hier der Verdacht gerechtfertigt, dass die Freundschaft in Wahrheit eine erotische Neigung ist, auch wenn die beiden später ganz normal werden. Der Mangel an Differenzierung des Geschlechtstriebes ist hier zu berücksichtigen, der mitunter noch bis zum Anfang der zwanziger Jahre dauert. Die Betreffenden glauben sich nur durch Freundschaft so eng verbunden, sie meinen, dass sie sich nur aus Freundschaft herzen und küssen, dass die erotische Liebe vollkommen fehlt, und jede sexuelle Grundlage würden sie verabscheuen. In Wirklichkeit aber nimmt die Sache sehr oft einen ganz anderen Verlauf. Es ist fast typisch für eine grosse Reihe solcher Fälle, dass eines Tages, wo die beiden wieder zusammensitzen, vielleicht sich auf dem Sofa umarmen, jene peripheren sexuellen Vorgänge auftreten, die keinen Zweifel mehr daran lassen, dass es sich hier um etwas Sexuelles handelt, dass die Freundschaft nur eine Selbsttäuschung war.

Ein gleiches finden wir bei Kindern verschiedenen Geschlechts, und nur der Umstand, dass die Homosexualität gerade so sehr studiert worden ist, hat es übersehen lassen, dass vielfach auch zwischen Knaben und Mädchen ganz Analoges vorkommt.

Um dies zu verstehen, müssen wir festhalten, dass die geschlechtliche Reifung viel früher wirksam ist, als nach den Angaben der Bücher über Kinder und Erziehung angenommen werden sollte. Man sagt oft, dass beim männlichen Geschlecht die Pubertät im Alter von etwa vierzehn Jahren einsetzt; in Wahrheit beginnt ihre Entwicklung viel früher. Mit vierzehn Jahren treten vielleicht die äusseren Vorgänge hervor, das Wachstum der Genitalien, die Veränderung des Kehlkopfes und der Stimme, die Entwicklung eines leichten Flaumes an der Oberlippe. Beim Weibe spriessen in diesem oder in einem früheren Alter die Brüste, die monatliche Blutung tritt ein. In Wirklichkeit sind das aber nur äussere Vorgänge, die nicht auf plötzlich

eingetretenen Veränderungen beruhen, sondern auf solchen inneren Prozessen, die lange Jahre hindurch zu ihrer Entwicklung gebraucht haben, auf Veränderungen, die durch die innere Sekretion oder durch nervöse Reize, die von den Keimdrüsen ausgehen, längst eingeleitet sind. Ein Beweis, dass dieser Einfluss der Keimdrüsen viel früher stattfindet, wird unter anderem durch die Kastration, sowohl beim Tiere, wie beim Menschen geliefert. Es gibt Eunuchen, die überaus stark lieben, obwohl sie den Liebesakt nicht ausüben können. Es sind das nicht etwa Leute, die im Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren kastriert wurden, sondern solche, bei denen im Alter von sieben, acht oder neun Jahren die Kastration stattfand. Und so findet man mitunter auch bei Tieren, die etwas später, allerdings noch vor dem Eintritt der Geschlechtsreife kastriert worden sind, Erscheinungen eines deutlichen Geschlechtstriebes. Offenbar haben die wesentlichen Vorgänge in den Keimdrüsen schon früher eingesetzt, als man bisher meistens annahm, und sie haben die psychosexuelle Tätigkeit angeregt zu einer Zeit, wo man noch nicht daran dachte und die Kinder für sexuell neutral hielt. Deshalb kann die Kastration der Drüsen nicht mehr die Liebesempfindungen ausschliessen.

So haben wir auch bei normalen Kindern anzunehmen, dass psychosexuelle Vorgänge, ernste Liebesempfindungen in einem Alter eintreten, wo man sie noch für sexuell neutral hält. Ich habe aus praktischen Gründen seinerzeit vorgeschlagen mit Beziehung auf gewisse sexuelle Vorgänge die Kindheit in zwei Abschnitte zu teilen, vom ersten bis zum siebenten und vom achten bis zum vierzehnten, wobei ich zugeben muss, dass individuelle, nationale, familiäre und Geschlechtsunterschiede eine erhebliche Rolle spielen können. Das Ganze soll nur ein Schema sein. Und ich habe keinen Zweifel, dass, wenn sich bei Kindern im achten Jahre psychosexuelle Folgen deutlich zeigen, z. B. deutliche Liebesempfindungen, von einer sexuellen Neutralität nicht die Rede sein kann, wenn auch die sichtbaren peripheren sexuellen Vorgänge noch nicht eingetreten sind und sich vielleicht erst drei, vier, fünf, sechs Jahre später zeigen. Es ergibt sich dabei der merkwürdige Umstand, dass was wir zu den psychischen Vorgängen des Geschlechtslebens, zum Kontrektationstriebe, wie ich ihn bezeichnet habe, rechnen, bereits in einem Alter eintreten kann, wo alle sichtbaren Zeichen der sexuellen Reife noch fehlen.

Selbstverständlich ist damit nicht etwa gesagt, dass die engen Sympathiegefühle, die wir zwischen Kindern oft sehen, nur sexuelle sind. Im Gegenteil, es ist eine sehr traurige Uebertreibung der Freudschen Richtung, auch bei Kindern nahezu alles sexuell zu deuten. Die Kinderfreundschaften, die Freundschaften zwischen Schülern sind

oft vollständig unabhängig von allem Sexuellen. Wenn sich zehn- und elfjährige Knaben untereinander unterhalten, wenn sie miteinander zusammentreffen, und das Zusammentreffen kaum erwarten können, um sich über alles auszusprechen, so ist das oft eine wahre Freundschaft. Jeder baut seine Luftschlösser für die Zukunft und sagt dem andern, was er gern werden möchte. Jeder hat Phantasien im Kopf, die von der Wirklichkeit oft recht weit entfernt sind. Sie sprechen über die Schule, oft wohl über die vermeintliche Tyrannei der Lehrer, aber was in diesen kleinen, noch nicht durch grosse Erfahrung beeinflussten Gehirnen vorgeht, das ist oft mehr, als was bei denen auftritt, die sich in späterem Alter Freunde nennen. Dem widerspricht auch nicht der Umstand, dass, wenn beide eines Tages auseinandergerissen werden durch die Trennung von der Schule, nun die beiden neue Freunde suchen und miteinander vielleicht jede Berührung verlieren. Sie hören dann wohl im späteren Alter einmal wieder von sich, aber das wesentliche Interesse ist erloschen; erloschen ist es, weil jeder nun neue Interessen hat, weil jeder neue Bekanntschaften, eine Liebe, eine neue Freundschaft gewonnen hat. Und die Entwicklung des andern ist eine so vollkommen verschiedene geworden, dass die beiden auch im späteren Alter gar nicht mehr zur gegenseitigen Freundschaft passen würden. Kürzlich war das sehr hübsch in einem Artikel der Vossischen Zeitung „Schulfreunde“ von Wantoch auseinandergesetzt.

In vielen Fällen, die in die Kindheit zurückreichen, zeigt erst die spätere Entwicklung, dass der eine Vorgang sexuell war, der andere nicht. Wenn ein Knabe, wie schon öfters eines Tages seine kleine Freundin herzt, hierbei Erektion hat, vielleicht auch dahin strebt, seine Freundin an seine Genitalien heranzudrücken oder sogar Ejakulation mit Wollustempfindung bekommt, so dürfen wir hier ein sexuelles Kontrektationsgefühl annehmen, das schon früher bestand, sich aber erst später an den peripheren Genitalien lokalisiert hat. Wenn anderseits bei demselben Knaben periphere sexuelle Vorgänge beim Herzen der Mutter nicht auftreten und sich auch später nicht entwickeln, werden wir auch beim früheren Herzen der Mutter etwas Sexuelles nicht annehmen dürfen. Aber mit diesem einfachen Schema ist die Frage meistens nicht erledigt. Es kann vorkommen, dass ursprünglich sexuelle Gefühle an der weiteren Entwicklung gehemmt sind. Es wäre möglich, dass ein Knabe der Mutter gegenüber sexuelle Gefühle hat, dass aber die Konvention und die Erziehung vielleicht auch das häufige Zusammensein mit der Mutter, die peripheren sexuellen Vorgänge unterdrücken. Dieser Einwand ist berechtigt. Ja, man wird weiter fragen müssen: warum sollen gewisse Vorgänge der

Kindheit, z. B. Neigung zur Mutter, nicht zu den sexuellen gerechnet werden, wenn wir gleiche Vorgänge bloss deshalb dazu rechnen, weil später die peripheren Detumeszenzerscheinungen hinzu kommen? Nehmen wir einen siebenjährigen Knaben, er liebt und herzt seine Mutter, ebenso schliesst er sich einer gleichaltrigen Freundin an, die er gleichfalls gern küsst. Der Knabe wird älter und beim Zusammensein mit der Freundin hat er nach einigen weiteren Jahren deutliche Erektionen, beim Umarmen und Küssen der Mutter nicht. Haben wir nun das Recht, aus dem Umstand, dass sich später erst diese peripheren Vorgänge hinzugesellen, zu schliessen, dass ursprünglich, wo wir die Neigung des Knaben zur Freundin und die zu seiner Mutter kaum scharf voneinander unterscheiden konnten, das eine sexuell war, das andere nicht?

Demgegenüber müssen wir festhalten, dass beim Kinde die Sympathiegefühle, die wir später deutlicher trennen können, nicht immer scharf zu sondern sind, und dass wir deshalb die Liebe eines Kindes zur Mutter durch erkennbare psychische Differenzen vielfach ebensowenig von der Freundschaft mit einem Knaben wie von der Liebe zu einem anderen Mädchen genau unterscheiden können. Einem sehr feinen Beobachter werden gewisse kleine Unterschiede in vielen Fällen ein Wegweiser sein. Oft aber handelt es sich hierbei um subjektive Auslegungen, nicht um objektiv beweisbare Unterscheidungen. Die Schwierigkeiten der Abgrenzung sind um so grösser, als auch bei den nicht sexuellen Gefühlen die Sexualität immerhin eine gewisse Rolle spielt. Vielfach drängt sie sich hinein, und es ist wohl kein Zufall, dass Mädchen so oft mit dem Vater, Söhne mit der Mutter harmonieren. Auch bei Zärtlichkeitsbezeugungen äussert sich dieser sexuelle Gegensatz. So geben viele Männer an, dass sie schon als Knaben viel lieber ihre Mutter und Schwestern als Vater und Brüder geküsst haben. Bei Frauen habe ich den analogen geschlechtlichen Gegensatz nicht so deutlich gefunden wie bei Männern. Vielleicht war es nur ein Zufall. Tatsache ist aber, dass bei Männern aus ihren Kindheitserinnerungen dieser sexuelle Gegensatz oft angegeben wird. Und anderseits berichten manche Homosexuellen, dass sie schon als Kind und auch später viel lieber ihren Vater als die Mutter geküsst haben.

Nicht nur in der Kindheit zeigt sich dieser Einfluss des Geschlechts auch ausserhalb des eigentlich Sexuellen. Wir finden ihn auch bei Erwachsenen. Aus der Geschichte verschiedenster Zeiten sind uns Frauen bekannt geworden, die einen grossen Kreis um sich versammelten. War es im Altertum die Aspasia, so waren es in neuerer Zeit die Frauen, die einen sog. Salon bildeten, und es stimmen

die meisten Schriftsteller darin überein, dass, wo ein solcher Salon bestand, fast immer die Dame des Hauses, wenn auch nicht gerade zu den Schönheiten, doch zu den hübschen Frauen gehörte. Nur selten habe eine wirklich hässliche Frau einen solchen Salon beherrscht, den die Geisteselite, vielleicht auch die der Geburt und des Geldes bildete.

Wenn wir also sehen, dass beim Menschen Liebe und Freundschaft nicht immer scharf voneinander abgegrenzt werden können, dass die Diagnose, ob das eine oder das andere vorliegt, grössere Schwierigkeiten bietet, so wollen wir berücksichtigen, dass auch bei den Tieren ganz Analoges vorkommt. Eine Reihe interessanter Einzelheiten bringt hier Robert Müller[1]). In vielen Fällen haben nach seiner Annahme die sog. Tierfreundschaften, Freundschaften zwischen Tieren verschiedener Gattung eine geschlechtliche Ursache. Er erwähnt einen zehn Monate alten Hund, der Hühner vergewaltigte und sie dabei erwürgte, einen zweijährigen Rassehund, der eine ähnliche perverse Leidenschaft besass, und der mit einer der Hennen ein regelrechtes Verhältnis hatte. Er zitiert den Fall, wo sich ein Gänserich mit einer Hündin paaren wollte. Jedenfalls geht schon aus diesen Beispielen hervor, dass die so oft in den Zeitungen erwähnten Fälle von Tierfreundschaften zuweilen von perversen Geschlechtsäusserungen nicht getrennt werden. Daraus geht aber nicht hervor, dass nun jede auffallende Tierfreundschaft sexuellen Charakter hat.

Besondere Schwierigkeiten begegnen uns da, wo ein das normale Mass überschreitender Freundschaftskultus stattfindet, wo uns aber Anhaltspunkte fehlen, dass dabei physiologische oder psychologische, für die Liebe charakteristische Vorgänge bestehen. Zu den Männern dieser Gruppe können wir Gleim rechnen. Wenn man, was darüber bekannt geworden ist, liest, so berührt uns heute sicherlich dieses süssliche Wesen unangenehm. Ich habe aber trotz allem Suchen nichts finden können, was einen erotischen Charakter dieser Beziehungen zuliesse. Weder Eifersucht noch jene psychische Unruhe, die für die Liebe charakteristisch ist, lassen sich im wesentlichen Maße feststellen. Es waren geistige Interessen, die Gleim an seine Freunde ketteten. Das zeigt sich in seinem Musen- und Freundschaftstempel, den er errichtete und in dem er seit 1745 sein Augenmerk darauf richtete, die Bildnisse seiner Freunde und Gönner zu sammeln. Anderseits können wir nichts von heterosexueller Liebe bei Gleim finden. Man wird daher kaum etwas anderes annehmen können, als dass bei Gleim die Freundschaft die Liebe ersetzte.

[1]) Sexualbiologie, Berlin 1892.

Die Briefe, die er an seine Freunde schrieb, und die, wie erwähnt, eine uns unsympathische Süsslichkeit zeigen, lassen nicht den Schluss ziehen, dass es sich um etwas anderes als um Freundschaft handelte. Selbst das Alter spielte keine unbedingte Rolle; junge Leute suchte er ebenso zu seinen Freunden und er suchte sie auf jede Weise zu fördern, wie er altgewordenen Männern nahestand. Er hatte den Wunsch, stets Freunde um sich zu sehen. Er wollte seine Freunde zu Dichtern machen oder das dichterische Talent bei ihnen entwickeln, ebenso wie er sich gleichzeitig bemühte, ihnen eine wirtschaftliche Existenz zu verschaffen. In dem, was man bei Gleim Freundschaft nennt, wird man das beobachten, was man bei manchem fein empfindenden Liebenden findet, den Wunsch, das geistige und das materielle Wohl der geliebten Person zu fördern. Wie oft sehen wir, dass Lehrer und Schülerin, z. B. Musiklehrer und Musikschülerin einander in Liebe nahetreten, und der Wunsch, die Schülerin nun ganz besonders künstlerisch auszubilden, beherrscht dann den Lehrer. Etwas Analoges finden wir übrigens auch bei Homosexuellen.

Ich erwähnte zwar vorhin, dass Gleim auch älteren Leuten eine das normale Mass überschreitende, schwärmerische Freundschaft entgegenbrachte. So war er auch mit dem damals bekannten Dichter Ramler sehr befreundet, obwohl später die Freundschaft auseinanderging. Als der Domdechant Spiegel, dem Gleim vieles zu danken hatte, gestorben war, widmete er ihm so viel Gedenkverse, dass ihm darüber von anderer Seite, z. B. von Herder, Vorwürfe gemacht wurden.

Trotzdem kann man wohl sagen, dass Gleim mehr Wert darauf legte, jüngere Freunde um sich zu vereinen, was offenbar mit seinem Wunsche, seine Freunde zu fördern, zusammenhing. Bevor der Dichter Johann Georg Jacobi, mit dem er besonders im Briefwechsel stand, nach Halberstadt, wo Gleim wohnte, gezogen war, schrieb er an ihn: „Wie der süsseste Honig fliessen die Worte in die Seele Ihres Gleim! Was für eine Seligkeit gibt uns die Freundschaft! Mögen doch Könige Throne haben! Wer einen Freund hat, kann keinen König beneiden.“ Und ähnlich schwärmerisch war auch ein Teil der Briefe Jacobis. Hier zeigt sich gelegentlich doch etwas, was an die Eifersucht erinnert, aber doch nicht Eifersucht zu sein braucht.

Jacobi schrieb z. B. am 18. Nov. 1767: „Wie konnten Sie, mein Liebster, im Ernst glauben, dass die Mädchen Ihnen Ihren Jacobi nehmen würden! In dem Hofe der Venus selbst könnte ich Sie nicht vergessen, nicht einen Augenblick! Denken Sie nicht, teurer Freund, dass ich die Spiele der Mädchen den Liedern an meinen

Gleim vorziehen würde!" Man könnte gewiss in dieser Ausdrucksweise doch eine jener psychologischen Erscheinungen sehen, die die Liebe begleiten, die Eifersucht; doch lässt die Stelle auch eine andere Erklärung zu. Immerhin sei erwähnt, dass der Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi kurz nach der Veröffentlichung viel angefeindet wurde. Bei dem Vorwurf glaubte man, einen erotischen Charakter der Briefe annehmen zu dürfen.

Gewiss wird mancher annehmen, dass was sich hier in dem Briefwechsel findet, durch den Zeitcharakter begründet war. Es gab Zeiten, wo der Freundschaftskultus in gewissen Kreisen überaus stark blühte, und naturgemäss musste auch der Briefwechsel davon beeinflusst sein. Aber ein so süsslicher Briefwechsel, wie er sich bei Gleim findet, hat doch zu seiner Zeit sicherlich allgemein nicht geherrscht. Gewiss sind die Zeiten, was die Pflege der Freundschaft betrifft, nicht immer gleich gewesen. In gewissen Zeitabschnitten hat es mehr Kreise gegeben, wo ein überaus grosser Freundschaftskultus getrieben wurde, als zu anderen Zeiten. In dem Buche „Deutsche Freundesbriefe" [1]) wird, wie schon öfters, die Ansicht geäussert, dass man in Deutschland die Zeit von 1750 bis 1850 das goldene Zeitalter der Freundschaft nennen könne. Wenn auch in dieser Periode zwischen bekannten Persönlichkeiten besonders oft eine enge Freundschaft bestanden haben mag, so darf doch nicht übersehen werden, dass in dieser Sammlung „Deutscher Freundesbriefe" viele Briefe enthalten sind, die nicht den Charakter der Freundschaft, sondern der Liebe enthalten. Wir finden Briefe von Männern, die anscheinend an Freunde gerichtet sind, und wo wir nur statt des angeredeten Mannes eine weibliche Person zu setzen brauchten, und kein Mensch zweifeln würde, dass hier ein enthusiastischer Liebesbrief vorliegt. Trotz alledem glaube ich, brauchen wir bei Gleim keine Homosexualität anzunehmen, sondern nur einen innigen Freundschaftskultus. Wir müssen in solchen Fällen stets die gesamte Persönlichkeit betrachten und dann die mitunter sehr schwierige Schlussfolgerung ziehen.

Vergessen wir nicht, dass es Gefühle gibt, die beim normalen Menschen vorkommen, aber in einzelnen Fällen durch andere Gefühle ersetzt werden, ähnlich wie einzelne Personen für dasjenige gar kein Interesse haben, was der Allgemeinheit ein solches bietet. Anscheinend liegt die Sache so beim Freundschaftskultus von Gleim. Es scheint, dass ihm die geschlechtliche Liebe unbekannt war. Wir wissen nichts darüber, dass er je ein Weib geliebt hat, und derjenigen die ihn liebte, der Karschin gegenüber, war er kalt. An-

---

[1]) Leipzig 1909.

scheinend hat bei Gleim der Freundschaftskultus die Liebe ersetzt. In welcher Form ein Gefühl und ein Interesse das andere ersetzen kann, will ich durch ein etwas prosaischeres Beispiel erläutern. Die Vorliebe für den Kanarienvogel oder für die Katze, die wir so oft bei älteren unverheirateten weiblichen Personen finden, ist nur ein Ersatz der ihnen fehlenden Liebe, deshalb ist aber diese Anhänglichkeit für den Kanarienvogel nicht erotisch.

In dem bereits erwähnten Buche von Gleichen-Rußwurm ist nur die psychologische Seite der Freundschaft erörtert. Der erste Teil ist „Freundschaft oder Liebe“ überschrieben. Als den wichtigsten allgemeinen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft nimmt er das unbedingte Vertrauen bei der Freundschaft an. „Vertrauen ist ihre Seligkeit, ihr eigentlicher Lebenszweck, Ende und Erfüllung.“ Misstrauen sei im Wesen der Liebe begründet. Schon das unruhige Fragen der Liebenden beweise das. „Sie wollen immer wieder mit Worten, Schwüren und Liebkosungen der Liebe versichert sein. Bei ihren Zusammenkünften fällt kein vernünftiges Wort, weil sie die ganze Zeit mit ängstlichen Fragen und Beteuerungen zubringen. Wie anders das Beisammensein treuer Freunde, welche Sicherheit, welcher Friede in ihren Beziehungen, daher welcher Schatz an klugen Gesprächen, an gegenseitiger Anregung! Die Unzuverlässigkeit, das stete Unbefriedigtsein und Hoffen der Verliebten machen ein gegenseitiges Misstrauen natürlich, die begehrliche Liebe muss friedlos sein, denn wahrhaft stillt sie nur der Tod.“

Dieser Punkt ist in der Tat psychologisch von Bedeutung. Selbst Menschen, die keine Neigung zu sexuellen Handlungen haben, z. B. sexuell anästhetische Frauen, zeigen in ausgesprochener Weise diese psychische Unruhe. Es sind mir solche Frauen bekannt, die sich den ihnen unangenehmen Liebesakt gefallen lassen, nur weil sie von dem Gedanken beherrscht werden, der von ihnen geliebte Mann könnte mit einer anderen verkehren und womöglich dadurch auch Veranlassung finden, seine Liebe auf andere zu übertragen. Eine solche Angst und Furcht besteht bei zwei Freunden nicht. Die Freundschaft ist, wie Montaigne, der allerdings die Freundschaft mit einem Frühverstorbenen gefühlt hat, eine gleichmässige, alles durchströmende Mässigkeit, dauerhaft und ohne Wechsel, eine beständige, ruhige Wärme, ganz mild und ausgeglichen, die nichts Quälendes und Qualmendes hat.

Gewiss mag die starke Unruhe, wie sie Gleichen-Rußwurm schildert, nicht bei allen Liebenden vorhanden sein. Im Laufe der Jahre pflegt sie sich zu legen, wenn die beiden fester aneinandergekettet sind. Es kann dann äusserlich ein Bild der Ruhe eintreten,

wie es bei der Freundschaft der Fall ist, aber in jedem Augenblick kann das Dazwischentreten einer dritten Person die scheinbare Ruhe vernichten. Alle solche Angstgefühle wie sie bei der Liebe vorliegen, fehlen bei der Freundschaft. Der Freund ist des anderen meistens sicher, und auch wo das nicht der Fall ist, so besteht doch nicht diese beunruhigende Angst.

Daher kann, wenn zwei Freunde auseinanderkommen, wenn vielleicht einer durch den Tod entrissen wird, zwar eine seelische Oede bei dem Zurückbleibenden herrschen, weil er nun niemand mehr für die gemeinsamen Interessen zur gemeinsamen Aussprache hat. Aber das Gefühl der Oede und Leere ist vollkommen verschieden von dem des zurückgebliebenen Liebenden.

Ich kenne den Fall einer Dame, die mir erklärte, in der Liebe sei man so egoistisch, dass es möglich wäre, den anderen lieber im Grabe zu sehen als ihn in den Händen einer anderen Person zu wissen. Sie selber habe es empfunden, als ihr geliebter Bräutigam starb, und der Gedanke, dass sie nun wenigstens stets wisse, wo der Geliebte sei, habe etwas für sie Beruhigendes. Sie sei vielleicht ruhiger, als sie es bei Lebzeiten des Betreffenden je gewesen.

In engem Zusammenhange mit der eben besprochenen Unruhe der Liebenden steht die Eifersucht, die man zuweilen als ein Charakteristikum der Liebe bezeichnet. Indessen wird auch ausserhalb der Liebe manches beobachtet, was Eifersucht genannt wird. Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, bei der ein gewisser blinder Eifer etwas erstrebt, was nach der Befürchtung des Eifersüchtigen andere besitzen und ihm streitig zu machen suchen. Zum Begriff der Eifersucht gehört wohl auch noch, dass man selbst gewisse Rechte auf den Gegenstand der Eifersucht zu besitzen glaubt. Eifersucht ist nicht dasselbe wie Neid oder Missgunst. Das blinde Streben nach dem Besitz des Betreffenden, wie es bei der Eifersucht vorliegt, ist beim Neid nicht vorhanden. Ueberhaupt fehlt hier meistens die schwere akute und oft chronisch dauernde Erregung der Seele. Bei Missgunst braucht überhaupt das dem anderen Gehörige dem Missgünstigen nicht wünschenswert zu sein.

Freilich braucht man oft das Wort Eifersucht an solchen Stellen, wo es gänzlich falsch angebracht ist. Man spricht oft von der Eifersucht zwischen Diplomaten. Gortschakow soll auf Bismarck eifersüchtig gewesen sein. Man liest oft von der Eifersucht zwischen Feldherren im Kriege, z. B. zwischen den Generalen Napoleons. Doch ist in diesem Falle wohl das Wort Neid mehr angebracht. Auch bei Kindern spricht man oft von Eifersucht. Die Gefühle sind hier aber noch nicht stark voneinander getrennt, Freundschaft, Sym-

pathie und Liebesgefühle gehen leicht ineinander über, und man spricht daher bei Kindern von Eifersucht bei Vorgängen, die scheinbar nichts mit der Liebe zu tun haben. Wenn wir aber berücksichtigen, dass die gesamten Gefühle beim Kinde nicht so stark abgegrenzt sind wie beim Erwachsenen, wird man auch zugeben müssen, dass man beim Kinde nicht ohne weiteres sagen kann, ob das Wort Eifersucht oder Neid angezeigt ist. Ueberhaupt muss zugegeben werden, dass Uebergänge auch hier bestehen, dass man aber deshalb nicht gewisse Begriffe miteinander identifizieren darf.

Diese alles aufwühlende Eifersucht ist ein Charakteristikum der Liebe. Sie ist meines Erachtens nicht bei der Freundschaft vorhanden. Die Freundschaft ist etwas Ruhiges, und wenn man auch etwas ähnliches wie Eifersucht bei der Freundschaft zu finden glaubt, so wird man in vielen Fällen beobachten können, dass, was man für Freundschaft hält, in Wirklichkeit einen erotischen Hintergrund hat.

Eine wichtige Rolle spielt bei der Liebe die Gegenseitigkeit. Dass aber auch gerade die Liebe einseitig sein kann, wird durch die vielen Fälle von unglücklicher Liebe bewiesen. Allerdings hat die Geschlechtsliebe nur dann etwas voll Befriedigendes, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruht, wenn auch der Fall, wo jemand, ohne wiedergeliebt zu werden, liebt, ebenfalls zur Geschlechtsliebe gerechnet werden muss.

Ob dies für die Freundschaft gilt, muss bezweifelt werden. Ein Mann, der einen anderen zu fördern sucht, ohne dass von diesem zweiten das gleiche Gefühl der Zuneigung dem ersten gegenüber herrscht, wird man kaum mit dem Worte Freund bezeichnen können. Er mag der Förderer eines Talentes, ein Gönner sein, aber der Begriff Freundschaft schliesst in viel engerem Maße die Gegenseitigkeit in sich, als das bei der Liebe der Fall ist. Der wirkliche Freundschaftsbegriff erfordert eine viel engere Beziehung, ein Ineinanderaufgehen. Es ist daher noch fraglich, ob bei „Freundschaftszirkeln“ — man denke etwa aus der Literatur an den Hainbund — der Freundschaftsbegriff angezeigt ist. Ich glaube, dass es der Fall ist. Wenn auch die höchste Sympathie der Seelen dann eintritt, wenn nur zwei in enger Freundschaft verbunden sind, so kann gerade das gemeinsame geistige Interesse auch einen Freundschaftsbund zwischen einer grösseren Zahl herbeiführen. Meistens wird man allerdings dann beobachten, dass sich der eine enger an den anderen anschliesst, als an einen dritten.

Oft ist die Frage erörtert worden, z. B. kürzlich von Meisels, woher es kommt, dass die Frau von Natur für die Freundschaft nicht prädestiniert zu sein scheint. Meisels hat in der Literatur und

Geschichte gesucht, hat aber kaum irgend eine Freundschaft zwischen Frauen gefunden, wenigstens melde nirgends eine Sage, noch ein Buch, noch eines Dichters Lied davon. Er schaltet Ilse Frapan-Akunian und Esther Mandelbaum aus, die gemeinsam in den Tod gegangen sind, bei denen man mitunter eine besonders intime Freundschaft angenommen habe. Aber das Ende beider sei derartig problematisch gewesen, dass es keinen Rückschluss auf den Kern ihrer Freundschaft zulasse. Ein zweites Beispiel, das der Verfasser nach längerem Suchen fand, gehört der Mythe an, die Freundschaft zwischen Chloris und Thyia. Meisels meint, der Grund für dieses Fehlen der Freundschaft zwischen Frauen liege darin, dass man sich bei Freunden gehen lasse, man erlaube sich eine Laune. Eine Frau wird bei der andern nie aus sich herausgehen und sei es ihre beste Freundin; sie wird sich nie frei gehen lassen, sie wird sich immer zusammennehmen und bei aller Aufrichtigkeit darauf bedacht sein, wenigstens einen schwachen Schimmer des äusseren Scheins zu wahren; und darin liegt, so meint Meisels, der Grund dafür, dass Freundschaften zwischen Frauen so selten sind, dass selbst die Dichter keine Veranlassung nahmen, sie zu erfinden.

Dieser Gedankengang hat zweifellos viel für sich, man könnte ihn aber vielleicht doch noch vereinfachen, wenn man sich eben sagt, dass das Weib weit mehr Geschlechtswesen ist als der Mann. Beim Manne ist sehr oft mit dem Liebesakt zunächst das Geschlechtsleben auf einige Zeit zu Ende, weit weniger beim Weibe, und da das Weib so sehr Geschlechtswesen ist, sieht es vielleicht in jeder Geschlechtsgenossin noch weit mehr die Konkurrentin als dies beim Manne der Fall ist. Weil das Weib in der Geschlechtsgenossin die Konkurrentin sieht, ist der Entwicklung einer Freundschaft natürlich vieles hinderlich.

Ebenso, wie aber zwischen Weib und Weib die Freundschaft oft geleugnet wird, wird behauptet, dass auch zwischen Mann und Weib keine Freundschaft denkbar sei. Ich habe im Anfang meines Vortrages auf dieses Problem hingewiesen und will jetzt noch einiges zur Ergänzung bringen:

Ich habe erwähnt, dass die Frauen, die Salons gehalten haben, fast stets gewisse äussere Reize boten. Damit ist aber gewiss nicht gesagt, dass nicht zwischen Mann und Weib eine Freundschaft möglich sei. Sicher ist die Geschlechtsverschiedenheit von grosser Wichtigkeit; sie lässt gar zu leicht die Liebe aufkeimen, und diese verträgt sich nicht mit der Freundschaft. Andererseits ist die oft übersehene Tatsache zu berücksichtigen, dass auch in der Liebe ein starker Elektivismus stattfindet. Dem Weibe sagt nicht jeder Mann

zu und ebensowenig dem Manne jedes Weib. Viele lieben einen besonderen Körpertypus. Um nur zwei Beispiele zu erwähnen: es gibt Frauen, die kaum einen Mann lieben würden, der nicht über eine das Durchschnittsmaß übersteigende Körpergrösse verfügt; es gibt andererseits Männer, denen z. B. bei Frauen nur eine braune Haarfarbe zusagt u. dgl. m.

Schon dieser Umstand zeigt, dass nicht immer die erotischen Gefühle bei den Beziehungen zwischen Mann und Weib alles beherrschen; am wenigsten wird dieses der Fall sein, wenn sich beide schon in einem vorgeschritteneren Alter befinden, ohne dass übrigens die betreffende Frau deshalb reizlos zu sein braucht. Es kann eine gereifte Frau für einen gereiften Mann erotisch durchaus reizlos sein, und doch kann eine geistige, eine seelische Harmonie die beiden in engster Freundschaft zusammenschliessen. Deshalb dürfen wir in dem Geschlechtsgegensatz nur eine Gefahr für das Bestehen der Freundschaft erblicken, wir dürfen aber unter keinen Umständen so weit gehen, die Freundschaft zwischen Mann und Weib vollkommen zu leugnen.

Ich habe am Anfang meines Vortrages allerdings erwähnt, dass, wenn man Liebe und Freundschaft unterscheiden will, der Geschlechtsgegensatz eine Rolle spielt, und dass man eher an Liebe glauben wird bei entgegengesetztem Geschlecht, als bei gleichem. Ich habe eben aber erwähnt, dass die Verschiedenheit des Geschlechtes nicht unbedingt für Liebesbeziehungen spricht. Anderseits spricht die Gleichheit des Geschlechts noch nicht ohne weiteres für Freundschaft. Gerade die in neuerer Zeit studierte Homosexualität weist, wie ich erwähnte, darauf hin, und man wird, wenn man das Problem Liebe oder Freundschaft erörtert, nicht ganz an der Homosexualität vorübergehen können. Manche sind geneigt, die Diagnose bei manchen Homosexuellen nach äusseren Merkmalen zu stellen. Wir wissen, es gibt manche homosexuelle Männer, die auch äusserlich gewisse feminine Eigenschaften zeigen: verminderten Bartwuchs, weibliche Beckenform usw., ebenso homosexuelle Frauen, bei denen die entsprechenden männlichen Geschlechtscharaktere mehr hervortreten. Wir wissen aber, dass solche Abweichungen keineswegs bei der Majorität der Homosexuellen vorkommen und dass sie andererseits gelegentlich auch ohne Homosexualität auftreten. Wir werden daher im konkreten Falle, ob Liebe oder Freundschaft zwischen zwei Männern vorliegt, nicht so leicht nach diesen äusseren Symptomen schliessen können. Freilich wird es von anderer Seite so dargestellt, als ob das eine ganz einfache Sache sei. So meint ein Autor, dass die somatischen Stigmata ebenso wie die psychischen bei sorgfältiger Beobachtung

kaum jemals fehlten, sie seien bald mehr bald minder deutlich ausgesprochen. Allerdings meint der Autor, der Nachweis sei nicht immer leicht. Ich möchte demgegenüber behaupten, dass auch bei zahllosen heterosexuell Normalen, wenn man nur recht genau untersucht, die sog. somatischen Stigmata der Homosexualität kaum jemals fehlen. Je genauer man untersucht, um so eher wird man etwas finden. Ebenso wie eine recht minutiöse Untersuchung unter Umständen dazu führt, fast jeden Untersuchten als erblich belastet zu erweisen, so liegt es auch hier. Jedenfalls gibt es zahllose homosexuelle Männer, die äusserlich vollkommen heterosexuell erscheinen, und manche Heterosexuelle, die sehr starke feminine Eigenschaften haben. Wollten wir uns jedenfalls bei den Beziehungen zweier Männer nach den somatischen Stigmata allzusehr richten, um zu der Entscheidung zu kommen, ob Liebe oder Freundschaft vorliegt, so würden wir sehr bald auf Irrwege geraten. Es ist immer noch ein besseres Mittel, den psychischen Zustand der Betreffenden zum Ausgangspunkt zu nehmen und ev. die physiologischen Vorgänge, die sich bei dem Zusammensein beider einstellen, zur Grundlage zu machen. Daraus geht noch nicht hervor, dass wir nicht in dem einen oder anderen Falle die sog. Stigmata benutzen können, aber ihr Wert ist doch nur ein relativer. Er ist bei weitem nicht so gross, wie er mitunter dargestellt wird.

Die Unterscheidung zwischen Liebe und Freundschaft lässt sich meistens nicht durch ein einzelnes Symptom herbeiführen. Genau wie in der Psychiatrie und der Medizin im allgemeinen, können wir nur bei Berücksichtigung aller psychologischen und physiologischen Vorgänge in den meisten Fällen eine sichere Diagnose stellen. Immerhin werden auch Fälle übrig bleiben, wo die Diagnose nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu begründen ist.

Die Dialektik im Dienste der Psychotherapie.

Von Prof. Dr. **Paul Dubois**, Bern.

Das Wort „Dialektik“ gehört der philosophischen Sprache an und wird im allgemeinen wenig gebraucht. Oft meint man damit nur die „Disputierkunst“, bei der man auf streng syllogistische Weise die Argumente des Gegners zu entkräften sucht, um ihn zu richtigen Ansichten zu bringen. Bei solchen Disputationen geht es bekanntlich nicht immer redlich zu; im heftigen Kampfe greift man leicht

zu jeder Waffe, und so bedeutet „Dialektik" im schlechten Sinne „ein auf Ueberredung hinzielendes Argumentieren ohne stichhaltige Erfahrungsgrundlagen" [1]). Ja die Sophisten erhoben diese schlaue Dialektik, welche durch Scheinbeweise, Sophismen, den Schein der Wahrheit zu erzeugen versucht, zum System.

Je nach der Beschränkung des Gebietes, in welchem sie verwendet wird, wechselt auch der Sinn, den die Philosophen und Theologen dem Worte „Dialektik" geben. Bald wird sie als einziges Mittel, in einem bestimmten Gebiete zur Wahrheit zu gelangen, gepriesen; bald wird sie im Gegenteil als eine „Ars sophistica, disputatoria" verdammt.

Mir scheint, man sollte dem Worte seine allgemeine Bedeutung lassen, und ich schliesse mich der Definition von Eisler an: „Dialektik = Unterredungskunst oder in anderen Worten: Methode der Unterredung, begriffliches Verfahren (durch Entwicklung von Sätzen oder Wahrheiten aus Begriffen), logische Bewegung des Denkens von einem Begriff zum anderen mittelst Aufhebung von Widersprüchen."

Der Zweck einer „Unterredung" ist aber immer der, die Vorstellungen, die Gefühle oder die daraus entspringenden Handlungen eines Menschen zu beeinflussen, ihn zu „überzeugen", ihn zu unserer Ansicht zu bringen. Dialektik heisst somit „die Kunst zu überzeugen."

Das Mittel dazu ist vor allem das „gesprochene Wort", in anderen Fällen das „geschriebene". Letzteres verdankt der Möglichkeit längerer, ruhiger Ueberlegung eine grössere Schärfe und Bestimmtheit. In beredtem Munde bietet aber die „vox viva" den Vorteil, die Argumente jeweilen der augenblicklichen Fühl- und Denklage der zu überzeugenden Person anpassen und Einwände schon in „statu nascendi" bekämpfen zu können. Mächtig gefördert wird die Wirkung der Unterredung durch die Auslösung von „Gefühlen", von „Affekten", welche wie Oel das Eindringen des „dialektischen Bohrers" erleichtern. Unterstützt wird diese Wirkung durch die Gesten, die Mimik, die warme Intonation der Sprache, durch den Blick, alles Hilfsmittel, deren die schriftliche Dialektik mehr oder weniger entbehrt; man darf jedoch nicht vergessen, dass auch die Schreibweise, der Stil, mächtig auf den Lesenden einwirken kann. Nicht nur im Roman, in der Dichtung, sondern auch in ernsten Werken der Geschichte, der Naturwissenschaften, der Ethik usw. treten wir „affektiv" an den Autor heran: Le style, c'est l'homme.

[1]) Wörterbuch der philosophischen Begriffe von Dr. Eisler.

Allerdings sind wir manchmal arg enttäuscht, wenn wir die Bekanntschaft der Person selbst machen; sie verliert hie und da den Nimbus, in welchem wir sie auf Grund ihrer Schriften sahen. —

Es ist nun üblich geworden, die „affektiven Beeinflussungen" scharf von der „logischen Ueberredung" zu trennen. Kommt letztere scheinbar allein zur Geltung, so lässt man dem Worte Dialektik seinen Sinn: durch rein logische Auseinandersetzungen überzeugend, persuasiv, zu wirken. Sobald aber Gemütselemente mit im Spiele sind, so erblickt man darin kein „dialektisches Verfahren" mehr, sondern spricht von „Gemütsbeeinflussung", von „Suggestion", von „Einfluss der Persönlichkeit" oder von „Uebertragung" (Freud). Bei vielen Personen spukt dabei der abergläubische Gedanke einer Uebertragung von Geist zu Geist ohne Vermittlung der fünf Sinne, einer Ausstrahlung mysteriöser Art, welche im Gebiete der Gedanken und namentlich der Affekte eine Verbindung unter den Menschen herstellen soll.

Diese Anschauung ist eine grundfalsche und bringt in die Fragen der Psychotherapie eine folgenschwere Verwirrung.

Ja, gewiss, ein „Affekt" ist etwas anderes als ein „Gedanke", als eine blosse „Vorstellung", nicht aber in dem Sinne, als wären sie wesensverschieden, ja einander entgegengesetzt, wie man heutzutage anzunehmen pflegt, sondern nur durch das Hinzutreten eines emotionellen Vorgangs zu der intellektuellen Vorstellung, zu dem Gedanken.

Die scharfe Trennung zwischen Geistes- und Gemütsleben ist alt wie die Welt, so dass der Volksmund den Geist in den Kopf, die Gefühle in das Herz verlegt hat. Dem „Verstandesmenschen" stellt man den „Gemütsmenschen" gegenüber und gibt meist letzterem den Vorzug.

Eine Zeitlang schien die Psychologie die richtige Bahn gefunden und eingesehen zu haben, nicht nur, dass alle diese Vorgänge sich im Gehirne abspielen, was selbsverständlich ist, sondern auch, dass den „Affekten" intellektuelle Vorstellungen „vorangehen". Lehmann[1] hat dies klar ausgedrückt in dem Satze: Einen rein emotionellen Bewusstseinszustand gibt es nicht; Lust und Unlust sind stets an intellektuelle Zustände geknüpft.

Verschiedene Forschungsergebnisse haben, unrichtig gedeutet, neue Verwirrung gebracht. Es machte sich eine, übrigens natürliche, Reaktion gegen einen übertriebenen „Intellektualismus" geltend. Die Anhänger des letzteren haben oft den Fehler begangen, bei Tieren

[1]) Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens. 1892.

intellektuelle Zustände anzunehmen, wo bewusstseinslose Reflexe, ja blosse chemotaktische Reaktionen, Tropismen, vorhanden waren. Heute übertreibt man wieder in der anderen Richtung.

Es ist ebenso falsch, aus dem Menschen einen „Automaten" zu machen, weil Tiere, deren Neenzephalon unentwickelt ist, auf Reize unbewusst reagieren, als vom Menschen auszugehen und den niedrigsten Tieren intellektuelle Fähigkeiten zuzuschreiben. Es ist ebenso unrichtig, das „Triebleben" beim Menschen als das Massgebende zu betrachten, als den Tieren höhere Gedanken und ethische Begriffe zuzumuten.

Die Gefühle sind die einzigen Triebfedern, welche unmittelbar die Handlung bedingen; ohne „Affekt", im weitesten Sinne des Wortes, handelt der Mensch nicht. Diese Affekte entstammen dem Triebleben in allen einfachen, animalischen Reaktionen, welche ihren Grund im Erhaltungstrieb haben; sie knüpfen sich aber an „Vorstellungen", an „Ideen", in allen höheren Verrichtungen, welche dem Menschen eigen sind. Ja noch mehr; auch wenn der primäre Reiz, als Trieb, als physiologisches Bedürfnis auftritt, so ist er meist sofort bewusst und wird von Vorstellungen und Vorstellungskomplexen derart begleitet, dass gleich intellektuelle Zustände auftreten, welche die Reaktion begünstigen oder hindern. Dass der Fisch beim Beissen an den Angelköder nicht „denkt", ist mir sehr wahrscheinlich; der Mensch reagiert aber sicherlich nicht so einfach, er kann „überlegen", selbst wenn er unter der Macht der Triebe steht; er tut es auch, allerdings sehr oft in verkehrter Weise.

Eine schärfere Trennung zwischen Affekten und Gedanken entstand durch die Ueberlegung, dass manche Affekte, vor allem die „Furcht", urplötzlich, ohne nachweisbaren Denkprozess, ja trotz eines beruhigenden Gedankens, sich des Gemütes bemächtigen. Man vergisst, dass diese beruhigende Ueberlegung erst nach der Gemütsbewegung eintritt, die Reaktion nicht verhindert und höchstens ein längeres Andauern der Emotion verhüten kann. Die prompte Reaktion der Furcht hat ihren Grund im Selbsterhaltungstrieb; sie wirkt nur durch diese Promptheit schützend; jede längere gedankliche Arbeit würde die Abwehr verzögern. Dagegen ist schon in dieser scheinbar automatischen Gefühlsreaktion ein intellektuelles Element enthalten, nämlich die rapide „Vorstellung" einer augenblicklichen, wirklichen oder auch nur eventuellen Gefahr. Wir reagieren nicht auf die blosse Vorstellung „Hund", die übrigens schon einen Komplex von Wahrnehmungen darstellt, sondern auf die kompliziertere Vorstellung „böser Hund", und es braucht eine „intellektuelle Ueberlegung", um das Tier, das wir vielleicht zunächst als harmlos

bezeichneten, mit dem Prädikat „bös" zu versehen. Wir können auch in unserem Urteil schwanken und von den anfänglichen Abwehrbewegungen zu Liebkosungen übergehen, je nach dem, was wir „denken".

Wenn wir auch zugeben müssen, dass die meisten Tiere „automatisch" oder „instinktmässig" höchst komplizierte Tätigkeiten entfalten, so darf man diese Erfahrungen doch nicht ohne weiteres auf den Menschen übertragen. Der Instinkt spielt beim Menschen eine viel geringere Rolle; die psychologische Tätigkeit des Gehirnes, seiner frontalen Kortikalschicht ist derart, dass wir sie als „Intellekt" bezeichnen müssen. Der Mensch verfügt über einen viel komplizierteren Apparat, welcher höhere Leistungen erlaubt, dafür aber weniger präzis und zweckentsprechend arbeitet. Der Mensch „denkt"; ja, sein Fühlen ist schon ein „Denken", weil er sofort, bei der Wahrnehmung der einfachsten Empfindung, ein rasches Urteil über das Erlebnis fällt und seine Reaktion danach ändert. Sein psychisches Geschehen weist folgende Stadien auf: Empfindung, zugleich mit Vorstellung, Gefühlsbetonung, wenn die Vorstellung für unser Wohlergehen von Wichtigkeit ist, und endlich als Endresultat: Handlung. Sind nun die Vorstellungen, die Gefühle, die Handlungen eines Menschen, eines unserer Kranken unrichtig, für seine eigenen Interessen oder für die der anderen schädlich, so ist es unsere Aufgabe, ihn zu richtigeren Ansichten, Gefühlen und Handlungen zu bringen. Ich kenne dafür kein Mittel als die Dialektik. Sie bedient sich der Logik und kann nichts anderes anwenden.

Es ist jedoch ein grober Irrtum, zu glauben, dass diese „Logik" nur dann eine Rolle spiele, wenn wir mit schulmässigen Syllogismen, mit kalten, rein intellektuellen Auseinandersetzungen arbeiten. Es gibt eben eine Dialektik der Gefühle, welche im Leben eine weit grössere Rolle spielt als mathematische Beweisführung. Ich sage „Dialektik", weil ich kein anderes Mittel weiss, das Gefühlsleben eines Menschen zu beeinflussen, als die Korrektion der Vorstellungen, welche den treibenden Affekt ausgelöst und die fehlerhafte Handlung bedingt haben.

Hat ein Mensch schlecht gehandelt, so kenne ich nur einen Weg, ihn zu korrigieren, nämlich mit ihm zu reden, ihm zu schreiben, um ihm zu zeigen, dass seine Handlung schlecht war, seinen Interessen direkt widersprach usw. Dazu brauche ich Argumente, welche ihn überzeugen sollen. Die Gedanken, die ich dabei ausspreche, müssen logisch aneinander gereiht werden, damit der Kranke meinem Gedankengange folgen und die Richtigkeit meiner Ratschläge erkennen kann. Ich übe da eine „Ueberzeugungskunst",

eine Dialektik. Sie ist eine Dialektik, wenn ich persuasiv vorgehe, d. h. den Kranken mit adäquaten Vorstellungen zu beeinflussen suche; sie bliebe auch eine Dialektik, wenn ich mich der Suggestion, in der Hypnose oder in wachem Zustande, d. h. durch Weckung inadäquater Vorstellungen, bediente. Bekanntlich hat Albert Moll in trefflicher Weise den Unterschied zwischen Suggestion und Persuasion festgestellt indem er sagte: „Es ist etwas anderes, ob ich einen Patienten davon überzeuge, dass er seine Beschwerden überschätzt, dass er leistungsfähig wird, wenn er wieder Vertrauen zu sich gewinnt, oder ob ich bei ihm durch irgend ein Mittel lediglich die Suggestion seiner Leistungsfähigkeit erzeuge." Ja es wäre noch eine Dialektik, d. h. eine Anwendung der Logik, wenn ich zur Autorität, zur rohen Einschüchterung, zu Einschmeichelungen und anderen Gemütsbeeinflussungen greifen würde.

Die „Logik" treibt man eben nie aus dem „Denken" heraus; sie ist die „Regel des Denkens"; sogar der Geisteskranke, wenn er nicht verblödet ist, denkt „logisch", fühlt folgerichtig und handelt danach; nur geht er von falschen Vorstellungen aus oder reagiert quantitativ oder qualitativ verändert auf diese Vorstellungen; er hat seine Logik, wenn wir auch seine Ansicht nicht teilen können. Soll die Behandlung eines Psychopathen mehr bedeuten als eine Internierung, so wird neben der materiellen Pflege auch eine Dialektik einwirken müssen, wenn der Patient zu anderen Vorstellungen, Affekten und Handlungen kommen soll. Die Tatsache, dass viele Geisteskranke einer solchen Belehrung nicht zugänglich sind, ändert an der theoretischen Indikation nicht das Geringste. Ein goldenes Wort hat der französische Psychiater Daquin vor mehr als einem Jahrhundert ausgesprochen: On criera au paradoxe, mais je prétends qu'il n'y a pas d'autre moyen de guérir les gens qui déraisonnent, que de les faire raisonner.

Das ist aber nur möglich mittels einer Dialektik, wohl verstanden, nicht einer kalten, in Abstraktionen und ermüdenden Disputationen sich beschränkenden Unterredung, sondern in einer geduldigen, unermüdlichen, logisch vorgehenden Beeinflussung des Intellektes und des Gemütes. Ich habe betont, dass ich mir die Gemütsbekehrung nicht vorstellen kann ohne intellektuelle Beeinflussungen, welche notwendigerweise der Gefühlsbetonung vorangehen. Es mag sein, dass die spontane Reaktion auf einen Reiz manchmal ursprünglich erscheint, namentlich wenn es sich um Triebe handelt. Soll ich sie aber provozieren, so muss ich reden, überzeugen, Vorstellungen wecken. Die Dialektik, d. h. die logische Bewegung des Denkens von einem Begriff zum anderen, spielt sich nicht nur im

Kopfe des Belehrenden ab; die logische Gedankenverknüpfung erfolgt auch in der Psyche des zu Beeinflussenden, wirkt manchmal noch nach und bringt den Kranken zu Veränderungen seines Denkens und Fühlens, die der Arzt nicht voraussehen konnte.

Darum wirkt sogar die Autorität „dialektisch“; ich kenne keinen klareren Syllogismus als die Ueberlegung: Wenn ich nicht gehorche, so werde ich geschlagen. — Menschen und Tiere reagieren bekanntlich lebhaft auf dieses Argument. Darum hat man von jeher die Waffen als „ultima ratio regum resp. populorum“, bezeichnet. Auch alle Gemütselemente, welche einen Patienten zu seinem Vertrauensarzt führen (Ruf, Freundlichkeit desselben, Empfehlungen durch frühere Patienten usw.), wirken „dialektisch“ und nicht „suggestiv“ auf den Kranken, bringen ihn durch logische Ueberlegungen zum Zutrauen zu seinem Arzte, zur Zuversicht, zur Hoffnung. Verfahren wir nicht dialektisch, wenn wir das Zutrauen des Patienten durch Erzählung erfolgreicher Kuren in analogen Fällen zu gewinnen suchen, wenn wir durch statistische Angaben, durch theoretische Auseinandersetzungen dem Patienten den Gedanken beibringen, dass die Aussichten für ihn günstige sind? Ebenso ist es eine Dialektik, d. h. eine Ueberzeugungskunst, wenn ich den Kranken aufmerksam mache auf die Nachteile, die Gefahren des Egozentrismus, der übertriebenen Affektivität, der Suggestibilität, der Sinnlichkeit, die darin besteht, in einer besonders intensiven Weise seine Empfindungen zu leben [1]).

Nur mit „Worten“ können wir das Geistesleben und folglich auch das Gemütsleben eines Menschen beeinflussen und diese Worte müssen „logisch“ zusammenhängen, um in der Seele des Patienten klare Bilder zurückzulassen. Eine solche Psychotherapie ist immer eine „Belehrung“, eine Richtigstellung falscher Ansichten, eine Bekämpfung unberechtigter Gefühlsreaktionen. Die erhöhte Affektivität unserer Kranken liegt nicht in einer Uebererregbarkeit gewisser Zentren, sie liegt im Fühlen und Denken des Individuums, in seinem geistigen Temperament. Gewiss können materielle Einflüsse diese Empfindlichkeit erhöhen; Ermüdung, toxische Einflüsse usw. machen uns reizbarer, furchtsamer, als wir es sonst sind; darum müssen wir auch auf den somatischen Zustand der Psychopathen einwirken. Diese somatischen Einflüsse machen aber nicht aus einem Hasen einen Löwen oder aus einem Lamm einen Stier. Auch unter dem Einflusse schädigender Agentien reagieren wir immer im Sinne unserer primären Fühl- und Denkanlage. Ich habe

---

[1]) Ueber die Definition der Hysterie. Korrespondenzblatt f. Schweizer Aerzte, 1911, Nr. 19.

diesen Gedanken schon oft ausgedrückt in den Sätzen: „Die Tanne, die man sägt, fällt immer auf die Seite, nach welcher sie hinneigte“ und: „Unsere Charakterfehler sind die Embryonen unserer Psychopathien“. Sobald man anerkennt, dass die Affekte nicht ursprünglich sind, sondern nur durch Gefühlsbetonung von Vorstellungen auftreten können, kommt man zu der Einsicht, dass nur die Dialektik zum Ziele führen kann.

Ich meine eine Dialektik im weitesten Sinne des Wortes, ein logisches „Einreden“, welches bezweckt, die Grundvorstellung zu ändern, die Gemütsreaktion, wiederum im Sinne der Vernunft, in richtige Bahnen zu lenken und somit den Patienten zu normalen Handlungen zu führen.

Wenn auch diese Argumentation in verschiedener Weise stattfinden kann, durch Autorität, Drohung, Einschmeichelung, Hypnose, Suggestion, Psychoanalyse usw. und alle diese Methoden im Grunde logisch arbeiten und arbeiten müssen, um wirksam zu sein, so verwende ich doch nur eine, die Persuasion, d. h. die Belehrung in aufklärenden, beruhigenden, ermunternden, moralisierenden Gesprächen. Auf die Zahl der mitwirkenden Gefühlselemente kommt es dabei gar nicht an, und diese Mitwirkung der Affekte verwandelt die Persuasion nicht in eine Suggestion. Von den durch die Dialektik eingegebenen Vorstellungen wirken nur diejenigen, welche eine genügende Gefühlsbetonung erfahren; ihre Wirkung ist diesem Affekte direkt proportional.

Ich verwerfe prinzipiell die „Autorität“, weil sie nur vorübergehende Erfolge erreichen kann und öfters Renitenz hervorruft. Da, wo sie etwa dauernde Erfolge zeitigt, haben logische Ueberlegungen mitgewirkt; so sind manchmal Menschen glücklich, in einem geeigneten Moment eine väterliche Züchtigung erlitten zu haben; diese schlagende Argumentation hat ihnen eben den Begriff des „Guten“ beigebracht. Die Drohung ist auch autoritativ und die Einschmeichelung muss sich auf Menschenfreundlichkeit beschränken, wenn sie nicht eine unwürdige Schlauheit sein will.

Ebenso verwerfe ich die „Suggestion“, in der Hypnose oder im wachen Zustande, obgleich ich ihre Erfolge zugebe. Sie wirkt manchmal prompter, aber nicht besser als die „Persuasion“. Sie verdankt ihre Wirkung der „Suggestibilität“ der Kranken, sie verstärkt dieselbe noch, und da ich gerade in der Bekämpfung der Minderwertigkeiten der Psychopathen das Hauptziel der Therapie erblicke, so kann ich mich nicht eines Mittels bedienen, welches ihn noch „psychasthenischer“ machen kann, als er schon ist. — In einer vernünftigen „Psychoanalyse“ kann ich nur eine Untersuchungsmethode

sehen, welche uns manchmal erlaubt, tiefer in den Seelenzustand des Patienten zu blicken; Analyse ist aber an sich noch keine Psychotherapie; eine heilende Wirkung kann nur eintreten, wenn auf die Beichte eine Art Absolution folgt. Diese muss wiederum dialektisch beigebracht werden durch den Hinweis auf die Nichtigkeit der Skrupel, der quälenden Selbstvorwürfe.

Ich beschränke mich daher auf die rationelle Psychotherapie mittels der Dialektik; muss ich noch betonen, dass sie auf das Gemütsleben auf dem Wege des Intellektes wirkt?

Die grossen Denker Griechenlands, namentlich Sokrates, haben uns das Beispiel einer solchen Geistes- und Gemütsbeeinflussung gegeben. Die „Ironie" rechnete Sokrates auch zur Dialektik; er hat sie vielleicht zu sehr angewendet und hat wohl dadurch den Hass seiner Mitbürger geerntet. Feinsinnig war der Gedanke dieses Hebammensohnes, als „Mäeutik" (Hebammenkunst) jenes dialektische Verfahren zu bezeichnen, welches darin besteht, durch Fragen den zu Belehrenden dazu zu bringen, die Wahrheit, die man ihm beibringen will, selbst zu erkennen.

Im Dialog „Charmides" (Platons Werke, übersetzt von F. Schleiermacher) hält Sokrates sogar eine Vorlesung über „rationelle Psychotherapie":

Kritias schickte seinen Diener, den Charmides zu rufen, und befahl ihm: Geh', rufe den Charmides, und sage, ich wollte ihn einem Arzte vorstellen wegen des Uebels, wovon er mir neulich sagte, dass er daran litte. Er klagte, sagte Kritias dabei, mir neulich, der Kopf wäre ihm immer so schwer, wenn er des Morgens aufstände. Und was hindert, dass du (Sokrates) dich gegen ihn anstellst, als wüsstest du ein Mittel wider den Kopfschmerz? — Nichts, sprach ich, wenn er nur kommt.

Als Charmides mich nun fragte, ob ich das Mittel wider den Kopfschmerz wüsste, antwortete ich, ich wüsste es; es wäre eigentlich ein Blatt, aber es gehörte noch ein Spruch zu dem Mittel, wenn man den zugleich spräche, indem man es gebrauchte, machte das Mittel ganz und gar gesund, ohne den Spruch aber wäre das Blatt zu nichts nutz. Dieser Spruch ist nämlich, o Charmides, von der Art, dass er nicht nur den Kopf kann gesund machen, sondern wie auch du vielleicht schon von guten Aerzten gehört hast, wenn etwa einer, der an den Augen leidet, zu ihnen kömmt, dass sie sagen, es wäre unmöglich, die Heilung der Augen für sich allein zu unternehmen, sondern sie müssten zugleich auch den Kopf behandeln, wenn die Augen sollten hergestellt werden; und wiederum zu glauben, man könnte den Kopf ganz für sich allein behandeln, wäre grosser Unverstand. Dieser Rede zufolge richten sie nun ihre Verordnung auf den ganzen Körper, und versuchen mit dem Ganzen auch den Teil zu behandeln, und zu heilen. Ebenso nun, o Charmides, ist es auch mit diesem Spruch. Gelernt aber habe ich ihn dort im Felde von einem jener

Aerzte unter den Zamolxischen Thrakiern, von denen man sagt, sie machten auch unsterblich. Dieser Thrakier nun sagte, in jenem, was ich eben gesagt habe, hätten die Hellenischen Aerzte ganz recht; aber Zamolxis, unser König, sprach er, der ein Gott ist, sagt, so wie man nicht unternehmen dürfe, die Augen zu heilen ohne den Kopf, noch den Kopf ohne den ganzen Leib, so auch nicht den Leib ohne die Seele. Und dieses eben wäre auch die Ursach, weshalb bei den Hellenen die Aerzte den meisten Krankheiten noch nicht gewachsen wären, weil sie nämlich das ganze nicht kennten, auf welches man seine Sorgfalt richten müsste, und bei dessen Uebelbefinden sich unmöglich irgend ein Teil wohlbefinden könnte. Denn aus der Seele, sagt er, entspränge alles Böse und alles Gute dem Leibe und dem ganzen Menschen und ströme ihm von dorther zu, wie aus dem Kopfe den Augen. Jenes also müsse man zuerst und am sorgfältigsten behandeln, wenn es um den Kopf und auch um den ganzen Leib gut solle stehen. Die Seele aber, mein Guter, sagte er, werde behandelt durch gewisse Besprechungen, und diese Besprechungen wären die schönen Reden. Denn durch solche Reden entstehe in der Seele Besonnenheit, und wenn diese entstanden und da wäre, würde es leicht, Gesundheit auch dem Kopf und dem übrigen Körper zu verschaffen. Als er mich daher das Mittel und die Besprechungen lehrte, sprach er, dass dich ja nicht jemand überrede, mit dieser Arzenei seinen Kopf zu behandeln, der dir nicht zuvor auch seine Seele darbietet, um sie mit den Besprechungen von dir behandeln zu lassen. Denn auch izt, sagt er, ist eben dieses der Fehler bei den Menschen, dass welche unternehmen, abgesondert für eins von beiden, Aerzte zu sein. Und gar sehr befahl er mir an, dass ich mich ja von niemand, wäre er auch noch so reich und vornehm und schön, sollte überreden lassen, anders zu tun. Ich nun habe ihm geschworen, und muss notwendig gehorchen, werde es also auch. Und du, wenn du nach des Fremdlings Vorschrift zuerst die Seele hergeben willlst, um sie zu besprechen mit des Thrakiers Besprechungen, so werde ich auch deinem Kopf das Mittel auflegen; wenn aber nicht, so weiss ich nichts, was ich für dich tun kann, lieber Charmides. —

Als nun Kritias dieses hörte, sagte er: Ein guter Fund, o Sokrates, wäre dieser Kopfschmerz für den Jüngling, wenn er genötigt würde, um des Kopfes willen auch der Seele nach besser zu werden. Ich versichere dich indes, dass Charmides vor seinen Altersgenossen nicht nur durch seine Gestalt sich auszuzeichnen scheint, sondern auch eben in dem Stücke, wofür du eine Besprechung zu haben behauptest; du behauptest aber für die Besonnenheit, nicht wahr? — Eben dafür, sagte Sokrates, und er belehrte den Charmides über den Wert der Besonnenheit.

Das Sättigungsgefühl.

Von Dr. med. **Wilhelm Sternberg**, Berlin.

Mit 1 Abbildung.

Wer angewandte Ernährungstherapie in der Praxis treiben will, der darf sich nicht bloss mit den theoretischen Grundsätzen und allgemeinen, gewissermassen grammatikalischen Regeln begnügen, die die reine Ernährungsphysiologie heutzutage dem Praktiker mit auf den Weg gibt. Vielmehr muss sich der Praktiker, der spezielle Diätkuren mit Erfolg anwenden will, unbedingt mit drei Gegensätzen abfinden, die die graue Theorie einer „exakten" Physiologie der Ernährung bisher ganz vernachlässigt hat. Das Uebersehen dieser drei Alternativen kennzeichnet merkwürdigerweise nicht bloss die Ernährungsphysiologie, -Pathologie und -Therapie, — allgemein sogar zieht es sich durch die gesamte innere Medizin hindurch.

I. Der erste Gegensatz, auf den ich [1]) bereits hingewiesen habe, liegt in der abweichenden Anerkennung, die die chemischen bzw. physikalischen Gesichtspunkte in der Theorie einerseits und in der Praxis andererseits finden.

II. Der zweite Gegensatz zeigt sich in der Verschiedenartigkeit, die die Bewertung der subjektiven allgemeinen Faktoren gegenüber den objektiven speziellen Zeichen in der Theorie einerseits und in der Praxis andererseits aufweist.

III. Und der dritte Gegensatz ist in der Bedeutung gelegen, die die erste Phase der Ernährung, die Nahrungsaufnahme und Mundverpflegung, in der Theorie einerseits und in der Praxis andererseits einnimmt gegenüber der zweiten Periode der Verdauung im Magen und Darm und der dritten Phase des Stoffwechsels in allen Zellen.

I. Allgemein bevorzugt die gesamte exakte Medizin heutzutage die Chemie über Gebühr und vernachlässigt allzusehr die Physik. Damit im Zusammenhang steht die Ueberschätzung der Zahl und Algebra in der Klinik und die Unterschätzung der geometrischen Gesichtspunkte. Demgemäss setzt auch die reine allgemeine Physiologie der Ernährung wiederum die physikalischen und geometrischen Faktoren allzusehr zurück über der Bevorzugung der chemischen und arithmetischen Momente. Und die Folge davon ist die Bevorzugung der künstlichen

[1]) „Diät und Küche in Chemie, Physik und Physiologie". Wiener klin. Wochenschr. 1911, Nr. 1. — „Diät und Küche" 1911, Würzburg, S. 102—107. — „Eine neue Entfettungskur mittelst diätetischer Küche". Fortschr. der Med. 1911. Nr. 51, S. 1201—1211 u. Nr. 52, S. 1235—1243. — „Neue Gesichtspunkte für Entfettungskuren mittelst diätetischer Küche." Ther. d. Gegenw. 1910, Nr. 51, S. 492.

Nährmittel, der künstlichen Ernährung und der Einverleibung der Nahrung durch künstliche Oeffnungen oder auf den von der ersten Mündung des Mundes entfernten Wegen. Dabei wird die natürliche Ernährung und die Einverleibung der natürlichen Nahrung, der „Naturalien", auf natürlichem Wege durch die natürlichen ersten Oeffnungen vernachlässigt.

II. Ueberdies bringt die moderne exakte Klinik mit ihrer Spezialisierung in die einzelnen Spezialfächer mehr den speziellen objektiven Symptomen Interesse entgegen als den allgemeinen subjektiven. Denn jene sind leicht nachkontrollierbar, diese aber nicht. Jene sind der exakten Erforschung zugängig und erscheinen daher ihrer allein würdig und „exakt", diese aber nicht. In gleicher Weise übergeht auch die allgemeine Physiologie die allgemeine Symptomatologie, zumal die Allgemeingefühle.

Dieses systematische Vorgehen der modernen Klinik zeigt sich auch in der Diätetik. Das eingehende Studium der speziellen objektiven Faktoren der Nahrung in der allgemeinen Ernährungsphysiologie hat die Ergründung der allgemeinen subjektiven Empfindungen ganz in den Hintergrund gedrängt. Ich [2]) habe das wiederholt beklagt. Diese subjektiven Allgemeingefühle der Ernährung stellen das Nahrungsbedürfnis dar, jene objektiven Faktoren den Nahrungsbedarf. Und diesen prinzipiellen Unterschied muss man sich einmal gründlich klar gemacht haben, wenn man in die Praxis der Diätotherapie eindringen will.

In der theoretischen Wissenschaft hat man diese Unterscheidung von objektivem Nahrungsbedarf und subjektivem Nahrungsbedürfnis seltsamerweise noch niemals gemacht. Ich [3]) habe das häufig gerügt. Die ersten Autoritäten sprechen von Nahrungsbedürfnis da, wo nur von Nahrungsbedarf die Rede sein kann. „Kalorienbedürfnis" ist fast schon ein technischer Ausdruck der modernen klassischen Literatur geworden. So redet neuerdings wieder Matthes und der Berliner Theoretiker Brugsch [4]) vom „Kalorienbedürfnis". Ebenso wiederholt Brugsch Bezeichnung und Begriff: „Sauerstoffbedürfnis", wie vor ihm V. Schläpfer [5]) in der Arbeit: „Das Sauerstoffbedürfnis der Gewebe bei der Entzündung und dem Fieber" und Ehrlich [6]) in dem

[2]) „Die physiologische Grundlage des Hungergefühls". Zeitschr. f. Sinnesphysiol. 1911. Bd. 45, S. 71.

[3]) „Nahrungsbedarf und Nahrungsbedürfnis". Zeitschr. für physik. und diät. Therapie 1910. Bd. 14, S. 405. — „Die Küche in der modernen Heilanstalt" 1909, S. 12. — „Diät und Küche" 1911, Würzburg, S. 78—94.

[4]) Matthes, Diättherapie S. 3, I. Kap. in Lehrb. d. Therap. inner. Krankh. v. Krause u. Garré, Jena 1911, Bd. 1. — „Diätetik innerer Krankheiten zum praktischen Gebrauche für Aerzte und Studierende". Berlin 1911, S. 3 u. 8.

[5]) Ztschr. f. experim. Path. und Ther. B. 8, Heft 1.

[6]) Berlin 1885.

Werk: „Das Sauerstoffbedürfnis. Eine farbenanalytische Studie“ u. a. m. von Bedürfnis statt von Bedarf sprechen. Denselben Fehler begeht auch Albu[7]) in einem Aufsatz, auf den er[8]) selber neuerdings verweisen zu müssen glaubt, da er meint: „durch diese Art künstlicher Ernährung mit der Schlundsonde kann man zur Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses (!) beitragen, namentlich da, wo der Appetit gering ist“. (!)

Indem die allgemeine Ernährungslehre diese beiden Gegensätze übersah, den Gegensatz der chemischen Faktoren gegenüber den physikalischen und den Gegensatz des objektiven Nahrungsbedarfs gegenüber dem subjektiven Nahrungsbedürfnis, gelangte sie immer noch nicht zu der für die Praxis der angewandten Diätkuren wichtigsten Tatsache. Das ist mein wiederholt hervorgehobener erster Grundsatz für alles therapeutische Handeln in der angewandten Diätetik, den ich[9]) stets an die Spitze der speziellen Ernährungstherapie stelle und in jedem Falle der Diätkur, sei es die Mastkur oder die Entfettungskur, in den Mittelpunkt der Therapeutik rücke. Dieser Grundsatz ist die Erkenntnis:

a) Das subjektive Nahrungsbedürfnis wird mehr von physikalischen Faktoren beeinflusst.

b) Der objektive Nahrungsbedarf wird mehr von chemischen Faktoren beeinflusst.

III. Wenn die allgemeine Diätetik zu diesen Erkenntnissen bisher noch nicht vorgedrungen war, so konnte dies nur deshalb möglich sein, weil die Theorie der Ernährungsphysiologie und der klinischen Diätetik die Praxis von Küche und Keller mit ihren Aufgaben bisher nicht in den Kreis ihrer Betrachtungen mit hineinbezogen hat. Denn Aufgabe von Küche und Keller ist nicht etwa die Deckung von Nahrungsbedarf, sondern vielmehr die Befriedigung von Nahrungsbedürfnis. Nicht so sehr chemische Vorgänge sind es, die sich in Küche und Keller vollziehen, als vielmehr physikalische. Die Hauptrolle in Küche und Keller spielt ja einmal die mechanische Mischung und sodann die Temperatur. Hierauf weist bereits der Sprachgebrauch von Küche und Keller hin.

Und indem die theoretische Ernährungslehre die praktische Technik der Mundküche und die angewandten Handelswissenschaften des Mundschenks und Kellermeisters übergeht, vernachlässigt sie die ganze

---

[7]) Therapeut. Monatsh. April 1898, S. 182—185. „Ein Mittel zur Unterstützung der Ernährung bei Magenkrankheiten.“

[8]) Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 42, S. 2221, v. 17. Okt. 1911. „Sondenernährung und Sättigungsgefühl“.

[9]) Zentralbl. f. Physiol. 1909. Bd. 23, Nr. 4, S. 105—111. „Der Hunger“. — „Diät und Küche“, Würzburg 1911, S. 79.

Mundverpflegung, die erste Phase der Ernährung. Lediglich Magen- und Darmverdauung mit dem Chemismus der Verdauung sowie die intrazelluläre Verdauung, der in jeder Zelle sich vollziehende Stoffwechsel mit dem Chemismus des Stoffwechsels sind nun einmal das, was das Interesse der inneren Klinik, der Ernährungsphysiologie und der Diätetik hat und unausgesetzt festhält. Das zeigt recht deutlich die neue Arbeit von F. Best[10]): „Ueber den Einfluss der Zubereitung der Nahrungsmittel auf ihre Verdaulichkeit." Denn beginnt man schon einmal, auch die Zubereitung zu berücksichtigen, dann ist es doch wiederum bloss die Verdaulichkeit, auf die man sein Augenmerk hierbei einschränkt. Und wenn man auch wirklich schon das Organ des Mundes nicht ganz übergeht, dann betrachtet man doch lediglich die Mundverdauung. Alle Werke über Ernährung beginnen wohl mit der Mundverdauung. Aber die Mundverpflegung findet keine Beachtung.

So kommt es, dass die Psychologen, Physiologen, Pathologen und Therapeuten die Probleme der subjektiven Empfindungen bei der Ernährung, die Fragen nach dem Wesen der Allgemeingefühle bei der Nahrungsaufnahme und Mundverpflegung, die Physiologie und Psychologie der Gefühle einfach den Philosophen bisher überlassen haben. Dabei ist es geradezu auffallend, wie ich[11]) häufig hervorgehoben habe, dass die subjektiven Gemeingefühle äusserst zahlreich sind, die mit der eigentlichen Ernährung und Nahrungsaufnahme im Zusammenhang stehen. Diese Gemeingefühle sind folgende: 1. Appetit, 2. Ekel, 3. Hunger, 4. Durst, 5. Sättigungsgefühl. Die genannten Allgemeingefühle setzen den Nahrungstrieb zusammen. Denn diese Nahrungsbedürfnisse regulieren automatisch den Nahrungsbedarf. Die teleologische Betrachtung ist ja klar, dass die Natur die Lebewesen zu ihrer Erhaltung mit Vorrichtungen ausstatten musste, die ihnen schon vor jeder individuellen Erfahrung und ohne jedes geistige Verständnis doch instinktmässig anzeigen müssen, ob objektiver Bedarf an Nahrungsmaterial eintritt, und dass, sowie wann dieser objektive Bedarf genügend gedeckt ist. Ja, es bedurfte sogar der Voranzeigen für den genauen Zeitpunkt, wann der Bedarf eintritt, und wann er gedeckt ist. Und diese Vorrichtungen und Vorzeichen sind die subjektiven Gefühle.

Von jenen Allgemeingefühlen habe ich[12]) den Appetit, den Ekel und den Hunger eingehend behandelt. Das Sättigungsgefühl ist merk-

[10]) Arch. f. klin. Med. 1911. Bd. 104, S. 94—118.

[11]) „Die Alkoholfrage im Lichte der modernen Forschung". Leipzig 1909, S. 54. — „Der Hunger." Zentralbl. f. Physiol. 1909, Bd. 23. Nr. 4, S. 105—116. — „Diät und Küche." Würzburg 1911, S. 78.

[12]) 1. „Ein einfacher therapeutischer Kunstgriff zur Bekämpfung der Appetitlosigkeit." Allg. Med. Zentralztg. 1906. N. 37. — 2. „Geschmack u. Appetit." Zeitschr. f. physik. u. diät. Therap. Bd. XI. 1907/08. — 3. „Arznei u. Appetit."

würdigerweise noch niemals zum Gegenstand besonderer Betrachtungen gewählt worden. Dabei ist dieses Sättigungsgefühl so allgemein deutlich und unverkennbar, dass Begriff und Bezeichnung der Sättigung, wie ich [13]) bereits angegeben habe, zu den mannigfachsten Zwecken in den verschiedensten Wissenschaften und auch im täglichen Leben als Massstab der Vergleichung benutzt werden. Und um so seltsamer ist die Tatsache, dass dieses subjektive Gefühl in der Hygiene und in der Physiologie der Ernährung bisher vernachlässigt geblieben ist, als das Sättigungsgefühl von massgebendem Einfluss für die Praxis ist. Denn einmal hängt vom Sättigungsgefühl die Praxis der Diätkuren ab, unzweifelhaft der Erfolg der Entfettungs- und Mastkur, worauf ich [14]) bereits hingewiesen habe. Sodann ist es der Sättigungswert, der in der Praxis des Handels und in der Praxis von Küche und Keller den Massstab für die Bewertung der Lebensmittel neben anderen Momenten mit abgibt. Der Sättigungswert ist es, der zu einem Teil auch den Wert des Handels mitbestimmt, der Nährwert oder der Brennwert ist nicht massgeblich.

Wer sich mit der Erforschung des Sättigungsgefühls beschäftigt, der muss sich zunächst einmal die grundsätzliche Frage vorlegen: Ist das Sättigungsgefühl überhaupt eine selbständige Empfindung eigener Art? Ist nicht am Ende die Sättigung lediglich die blosse Beseitigung des Hungergefühls und nichts anderes? Ich [15]) habe bereits darauf hingewiesen: das Sättigungsgefühl ist nicht etwa bloss die Beseitigung des Hungergefühls. Ein tieferes Eindringen in die Frage nach dem Wesen der Sättigung führt zu dem Ergebnis, dass das

Therap. d. Gegenw. Dez. 1907. — 4. „Appetitlichkeit und Unappetitlichkeit." Münch. med. Wochenschr. 1908. Nr. 23. — 5. „Die Appetitlosigkeit." Zentralbl. f. Physiol. 1908. Bd. XXII. Nr. 8. — 6. „Der Appetit in der Theorie und in der Praxis." Zentralbl. f. Physiol. 1908. Bd. XXII. Nr. 11. — 7. „Die Schmackhaftigkeit und der Appetit." Zeitschr. f. Sinnesphysiol. 1908. Bd. 43. — 8. „Der Appetit." Deutsche med. Wochschr. 1908. Nr. 52. — 9. „Geschmack und Appetit." Zeitschr. f. Sinnesphysiol. Bd. 43. 1908. — 10. „Die Appetitlosigkeit in der Theorie und in der Praxis." Zentralbl. f. Physiol. Bd. XXII. Nr. 21. — 11. „Der Appetit und die Appetitlosigkeit." Zeitschr. f. klin. Med. 1909. Bd. 67. — 12. „Der Appetit in der experimentellen Physiologie und in der klinischen Pathologie." Zentralbl. f. Physiol. Bd. XXIII. Nr. 10. — 13. „Appetit und Appetitlichkeit in der Hygiene und in der Küche." Zeitschr. f. physik. und diät. Therap. 1909. Bd. XIII. — 14. „Physiologische Psychologie des Appetits." Zeitschr. f. Sinnesphysiologie. 1909. Bd. 44. — 15. „Der Hunger." Zentralbl. f. Physiologie. Bd. XXIII. 1909. Nr. 4. — 16. „Die physiologische Grundlage des Hungergefühls." Zeitschr. f. Sinnesphysiologie. 1911. „Der Appetit in der exakten Medizin." Zeitschrift f. Sinnesphysiol. 1910. Bd. 45, S. 433—459. — „Das Appetitproblem in der Physiologie." Zeitschr. f. Psychol. 1910. Bd. 59, S. 91—112.

[13]) „Kochkunst und ärztliche Kunst." Stuttgart 1907, S. 9.

[14]) „Eine neue Entfettungskur mittelst diätetischer Küche." Fortschr. der Med. 1911. Nr. 51 u. 52. — „Neue Gesichtspunkte für Mastkuren mittelst diätetischer Küche." Zeitschr. f. physik. u. diät. Therap. 1911. — „Diät und Küche." Würzburg 1911, S. 52.

[15]) „Die Küche in der modernen Heilanstalt", S. 73. Stuttgart 1909. — „Die Alkoholfrage im Lichte der modernen Forschung", S. 64. Leipzig 1909.

Sättigungsgefühl eine selbständige Empfindung ist, die dem Hunger entgegengesetzt ist. Ja, das Sättigungsgefühl hat zur Unterstützung sogar noch eine zweite Empfindung. Das ist das Uebersättigungsgefühl. Und diese beiden Erscheinungen, erstlich die Aufhebung einer Empfindung durch ein anderes gegensätzliches Gefühl, und sodann die Unterstützung eines Gefühls durch eine zweite Empfindung, finden sich allgemein in der Reihe der subjektiven Gefühle der Nahrungsaufnahme. So ist der Appetit und Ekel gegensätzlich und gleichermassen das Hungergefühl und die Sättigung. Die Angabe von Semi Meyer [16]), dass der Ekel der Gegensatz vom Hunger sei, ist grundsätzlich falsch.

Wie Aristoteles [17]) schon hervorhebt, gibt es auch Triebe, die einander entgegengesetzt sind: *ἐπεὶ δ' ὀρέξεις γίνονται ἐναντίαι ἀλλήλαις*. Der Appetit ist der Trieb der Anziehungskraft, der Abscheu und Ekel der Trieb der abstossenden Kraft, der Abwehr. Wir fühlen uns angezogen und gefesselt an das Appetitliche. Im anderen Fall fühlen wir uns abgestossen von dem Abscheulichen und Ekelhaften. Und diesem polaren Antagonismus der psychischen Gefühle liegt derselbe polare Antagonismus in den physiologischen Funktionen zugrunde.

Der Appetit hat die Erschliessung und die Eröffnung der ersten Wege zur Folge. Er wirkt wie der Schlüssel aufs Schloss in einer und nur einer Richtung. Der Ekel oder Abscheu hingegen hat die Verschliessung und Verlegung der ersten Wege zur Folge. Er wirkt wie der Schlüssel aufs Schloss wiederum in einer und nur einer Richtung, aber in der der ersten entgegengesetzten Richtung. So hat die Natur mit der Umkehr, der Inversion, der Anastrophe, des psychischen Appetits in den Ekel oder Abscheu gewissermassen ein physiologisches und zugleich physikalisches Verteidigungsmittel dem Organismus mitgegeben, das dem chemischen oder biologischen Verteidigungsmittel des Organismus gegen bakterielle Infektion an die Seite zu setzen wäre. Dieses Verteidigungsmittel ist es, das die Tiere vor Selbstvergiftung mit den giftigen Nahrungsmitteln behütet. Dieses Verteidigungsmittel ist es, das auch den Menschen vor dem Abusus der Genussmittel bewahrt. Dieser Gesichtspunkt ist es, den Kräpelin [18]) gänzlich übersehen hat, wenn er meint: „Der Wunsch, die euphorische Stimmung durch die Genussmittel festzuhalten und zu steigern, findet sehr bald kein Hindernis mehr in ruhiger Ueberlegung der Folgen, sondern führt zu immer weiter fortgesetztem Alkoholgenuss." Jene physiologische Funktion des psychisch-physikalischen Umschlags ist es schliesslich, die die

---

[16]) Semi Meyer, „Zur Pathologie des Hungergefühls". Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie. 1911. Bd. XXVI, S. 233.

[17]) De anima Γ 11, 433 b 5.

[18]) „Ueber die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch einige Arzneimittel." Jena 1892, S. 208: „Praktische Folgerungen".

Erscheinung des Abgegessenseins und die Notwendigkeit der Abwechslung in unserer Nahrung bedingt: Das hat wiederum L. Kuttner[19]) übersehen, als er den warnenden Ratschlag erteilte, „die Uebernährung nicht ins Grenzenlose weiterzuführen“.

Dieser Antagonismus von Appetit und Ekel oder Abscheu ist bei der allgemeinen Ueberschätzung der Chemie, die die Medizin, zumal die Ernährungslehre kennzeichnet, gar nicht bedacht worden. Hier hat man sich auf den pharmakologischen, den chemischen und den biologisch-physiologischen Antagonismus beschränkt. Allein auch mit dem Antagonismus von Appetit und Ekel, Sympathie und Antipathie, Zuneigung und Abneigung, Anziehung und Abstossung muss man sich unbedingt vorher abfinden, wenn man Ernährungstherapie treiben will. Der Antagonismus von Appetit und Ekel oder Abscheu ist der Anfang aller diätetischen Massnahmen. Daher muss man sich diesen Gegensatz einmal gründlich klar gemacht haben.

In gleicher Weise wie Appetit und Ekel sind auch die Gefühle des Hungers und der Sättigung entgegengesetzt. Einerseits spricht man sogar in der Klinik geradezu von einem „Gefühl der Leere“. So redet Noorden[20]) vom „Gefühl der Leere“. Auch Hermann[21]) hält den Hunger für „eine Empfindung von Leere im Verdauungsapparat“. Der Ausdruck „Inanition“ ist ein ganz allgemeiner Terminus technicus. Demgegenüber ist andererseits das Gefühl des Vollseins in Begriff und Bezeichnung so allgemein üblich wie der Ausdruck der Völlerei.

Auf diese Weise heben sich besondere Empfindungen auf. Andererseits aber unterstützen sich besondere Empfindungen gegenseitig. Die Natur arbeitet eben nach dem Prinzip: „Doppelt hält besser“. Zur Sicherung der Nahrungsaufnahme hat die Natur die entgegengesetzten Gefühle der Nahrungsbedürfnisse verdoppelt. Ich[22]) habe das bereits ausgeführt. Auf der einen Seite wird der Appetit durch die Steigerung zum Hunger unterstützt. Auf der anderen Seite findet auch das Gegenteil des Appetits, die Appetitlosigkeit, besondere Unterstützung, da dem Sättigungsgefühl noch das Uebersättigungsgefühl zur Seite steht, das Gefühl, das sich überdies noch bis zum Ekelgefühl steigern kann.

Appetit und Hunger sind zwei verschiedene selbständige Gemeingefühle. Man kann Hunger empfinden, ohne Appetit zu haben, ebenso wie man Appetit spüren kann, ohne Hunger zu leiden. Es besteht eben

---

19) „Ueber -und Unterernährungskuren.“ Med. Klinik. 1909. Nr. 19, S. 6.
20) Die Fettsucht. Nothnagels Handb. 1910. 2. Aufl., S. 98.
21) L. Hermann, Grundriss der Physiologie des Menschen, S. 193. Berlin 1872.
22) Zentralbl. f. Physiol. XXIII. Nr. 4, S. 105—116. — „Diät und Küche“, Würzburg 1911, S. 53.

eine physiologische Ergänzung beider Gefühle. Dabei sind die beiden subjektiven Empfindungen nicht etwa bloss in gradueller Hinsicht verschiedene Gemeingefühle, sondern zwei qualitativ grundsätzlich verschiedene Empfindungen, verschieden dem Wesen nach und verschieden der Oertlichkeit nach, an die ihre physiologische Erscheinung geknüpft ist.

Zeitlich ist es der Appetit, der das Nahrungsbedürfnis zuerst einleitet und auch zum Schluss wieder beendet. Erst wenn der Appetit lange unbefriedigt bleibt, erst dann kann sich auch noch der Hunger hinzugesellen. Andererseits kann sich auch noch nach Befriedigung des Hungers und nach Eintritt des Sättigungsgefühls der Appetit einstellen. Je mehr der Hunger gestillt ist, und je mehr man sich der Sättigung nähert, desto mehr kann der Appetit hervortreten.

Oertlich ist der Appetit vom Munde abhängig, der Hunger aber vom Magen. Die „exakten" Experimentatoren verlegen zwar auch den Appetit in den Magen. Aber sie haben dazu gar keine objektive Berechtigung. Denn diese Annahme ist eine ganz willkürliche. Tatsächlich hat der Appetit — zunächst und unmittelbar — mit dem Magen gar nichts zu tun. Auch Neisser[23]) und Bräuning haben immer noch nicht die Hauptsache vom Wesen des Appetits, nicht einmal den Kernpunkt des Problems erfasst.

Der Art nach sind beide Gefühle gleichfalls verschieden. Der Appetit stellt in physiologischem Sinne ein Unlustgefühl dar. Die Sprache freilich kennzeichnet die Empfindung des Appetits als ein Gefühl der Lust oder Freude in den Bezeichnungen „Esslust" und „Essfreudigkeit". Aber in physiologischem Sinne ist der Appetit doch ein Unlustgefühl. Freilich kann sich dieses Unlustgefühl doch niemals bis zum Schmerz steigern. Der Hunger hingegen ist ein wahres Schmerzgefühl.

Der Appetit erstreckt sich auf den festen, aber auch auf den flüssigen Aggregatzustand der Nahrung. Dagegen beschränkt sich der Hunger bloss auf den festen Aggregatzustand.

Der Appetit bezieht sich auf die Qualität, aber der Hunger auf die Quantität.

Daher haben die sinnlichen Eigenschaften den grössten Einfluss auf den Appetit, während sie den Hunger weniger beeinflussen. Und diese sensuellen Qualitäten beziehen sich auf den Geschmack im weitesten Umfange. Denn der Geschmack, in der weitesten Bedeutung des Wortes, erstreckt sich nicht weniger als auf vier Sinne: Sehsinn, Tastsinn und den chemischen Sinn des Geschmacks und Geruchs. Das Auge beherrscht die Appetitlichkeit, die zum Essen einladet, und die Un-

[23]) Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 37.

appetitlichkeit bis zur abwehrenden Ekelhaftigkeit, die vom Essen abhält und abstösst. Deshalb tritt die Anforderung an die Appetitlichkeit und an den Geschmack desto mehr hervor, je mehr der Hunger gestillt, das Sättigungsgefühl eingetreten ist, und der Appetit hervortritt. Und das ist der Fall nach Tisch. Der Nachtisch ist daher der schwierigste Teil der Speisenfolge.

Dazu kommt die grundsätzliche Verschiedenheit in der Wirkung des Ekels und des Ekelhaften auf Appetit und Hunger. Denn der Ekel ist der polare Gegensatz des Appetits. Daher kann der Ekel den Appetit geradezu aufheben, weniger den Hunger.

Der Hungrige achtet so wenig auf den Wohlgeschmack, dass er sich nicht erst lange noch mit dem Geniessen des Schmackhaften aufhält. Hunger ist der beste Koch. Hunger ist the best sauce. La faim assaissonne tout. Qui a faim mange tout. Schon Nietzsche [24]) macht darauf aufmerksam, dass der Geschmack den Hunger gar nicht beeinflusst: „Den Hunger als Gast abweisen. — Weil dem Hungrigen die feine Speise so gut und um nichts besser als die gröbste dient, so wird der anspruchsvollere Künstler nicht darauf denken, den Hungrigen zu seiner Mahlzeit zu laden.“ Daher kommt es, dass der Hungrige des Genusses und der Genussmittel nicht so sehr bedarf. Schon Voit [25]) macht darauf aufmerksam: „Nur ein gewaltiger Hunger macht die Begierde so gross, dass die Genussmittel übersehen werden, ja dass sonst Ekelhaftes uns angenehm erscheint.“

Allein deshalb ist doch nicht jede Einwirkung des Geschmacks auszuschalten. Daher ist die Annahme von Neisser [26]) und Bräuning ganz irrig, dass sie für den Hungrigen einfachste Probemahlzeiten durch ihre möglichste Ausschaltung von Geschmacks- und Geruchsqualitäten hergestellt hätten.

Andererseits hat die Einwirkung des Ekels dem Hunger gegenüber doch auch nicht uneingeschränkte Grenzen, sondern ist, wie alle physiologischen Einwirkungen, an gewisse Bedingungen geknüpft, welche nicht überschritten werden dürfen. So berichtet bereits Voit [27]) sogar von den Gefangenen: „Die Leute bekommen trotz lebhaften Hungers nach und nach einen so unüberwindlichen Ekel, dass schon beim Anblick und Riechen der Kost Würgbewegungen eintreten.“ Deshalb ist es doch nicht ganz gleichgültig, den Hungrigen zu experimentellen Untersuchungen über das Sättigungsgefühl mit der Schlundsonde zu traktieren und ihm mittelst Schlundsonde die Nahrung bei-

[24]) Menschliches, Allzumenschliches. Vermischte Meinungen und Sprüche.
[25]) „Ueber die Kost in öffentlichen Anstalten“, S. 18. München 1876.
[26]) Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 37.
[27]) „Ueber die Kost in öffentlichen Anstalten“, S. 36. München 1876.

zubringen. Das ist eine irrtümliche Anordnung von Albu[28]) und Neisser[29]). Denn die Schlundsonde erzeugt unangenehme Empfindungen, Uebelkeit, Ekel, Brechneigung; und der Ekel kann doch auch den Hunger beeinflussen, überdies steht er dem Sättigungsgefühl noch in anderer Hinsicht nahe.

Wie das psychische Gefühl des Appetits durch das psychische Gefühl des Hungers[30]) unterstützt wird, so helfen sich auch die physiologischen Funktionen gegenseitig aus, die diesen Gemeingefühlen zugrunde liegen. Der Hunger vermag denselben physiologischen Endzweck zu erreichen, den der Geschmack in dem anderen Falle der Abwesenheit des Hungers hätte bewirken müssen, der sinnliche Geschmack und der psychische Geschmack, wie der Appetit auch genannt wird. Und das ist das eine wie das andere Mal die Aufnahme der Fremdkörper in den Magen und zwar auf natürlichem Wege durch den Mund. Rechnet man zum ersten Abschnitt des Ernährungsschlauches die Strecke vom Mund bis zum Magenmund oder vom Sphincter oris bis zum Sphincter cardiae, dann ist ebenso wie der Anfang auch das Ende dieses Abschnitts befähigt, genau denselben physiologischen Effekt auszulösen. Die psychische Empfindung des Appetits am ersten Anfang und die psychische Empfindung des Hungers am Endteil erzielen die nämlichen physiologischen Funktionen. Die erste Unlustempfindung der Esslust bezweckt nichts anderes als die schliessliche Unlustempfindung des schmerzhaften Hungergefühls. Gerade die schmerzhafte Unlust hat aber die Natur an den Schluss gesetzt, damit für den Fall, dass die erste Unlustempfindung des Geschmacks und Appetits fortfällt, das Individuum doch wenigstens durch den zwingenden Schmerz des Hungers an die Notwendigkeit zur Erhaltung des Körpers aufs eindringlichste gemahnt wird.

In gleicher Weise wie Appetit und Hunger, unterstützen sich auch Sättigungs- und Uebersättigungsgefühl. Sättigungsgefühl und Uebersättigungsgefühl sind zwei vollkommen selbständige Empfindungen. Rubner[31]) erwähnt wiederholt das Uebersättigungsgefühl neben dem Sättigungsgefühl. Wenn Goldscheider[32]) mehrmals angibt, dass das Sättigungsgefühl dem Ekel gleichkommt, so beruht diese Annahme auf einem objektiven Irrtum. Ich[33]) habe darauf wiederholt aufmerk-

---

[28]) Therap. Monatsh. August 1898. — Münch. med. Wochenschr. 1911, Nr. 42.

[29]) Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 37.

[30]) „Der Hunger." Zentralbl. f. Physiol. XXIII. Nr. 4.

[31]) Leydens Handb. der Ernährungstherapie 1897 I, S. 135 u. Handb. d. Hygiene 1911.

[32]) „Nährwert u. Wohlgeschmack." Woche 11. I. 08. — „Wohlgeschmack u. Genusswirkung." 22. II. 08.

[33]) „Die Appetitlosigkeit in der Theorie u. in der Praxis." Ztbl. f. Physiol. XXII. Nr. 21. — „Der Appetit u. die Appetitlosigkeit." Zeitschr. f. klin. Med. 1909. Bd. 67. — „Die Alkoholfrage im Lichte der modernen Forschung", S. 64. 1909. — „Die Alkoholfrage im Lichte d. modernen Forschung", S. 32 u. 33. Lpzg. 1909.

sam gemacht. Beide Gefühle, das Sättigungsgefühl und das Ekelgefühl, sind in ihren subjektiven Empfindungen gänzlich verschieden voneinander, aber auch in ihren objektiven Begründungen.

Sehr deutlich offenbart sich die Verschiedenheit von Sättigungsgefühl und Uebersättigungsgefühl in der gegensätzlichen Wirkung der optischen Eindrücke. Die gravide Frau, die erfahrungsgemäss eine grosse Neigung zum Erbrechen hat, ist infolge dieser Prädisposition auch zur Seekrankheit besonders prädisponiert. Denn die Seekrankheit ist nichts weiter als das protrahierte Vorstadium der Brechneigung. Merkwürdigerweise sind diese Beobachtungen der gesamten Literatur bisher entgangen. Auch Rosenbach erwähnt sie nicht. Und sogar diese gravide Frau kann selbst bei höchstem Seegang, wenn sie nicht seekrank ist, getrost mitansehen bis zur eigenen Sättigung, wie noch die übrigen Gäste in ihrer Gesellschaft längere Zeit hindurch mit Behagen dem weiteren Genuss der Speisen huldigen, von denen sie selber bereits gesättigt ist. Ist aber bereits Uebersättigung oder gar Neigung zu Ekel eingetreten, dann kann nicht einmal der kräftigste und unempfindlichste Mann, schon zu Lande nicht mehr, im gewöhnlichen Gasthaus, mitansehen, wie andere essen, ohne selber Brechneigung zu empfinden.

Den ersten Anlass nämlich, das volle Gefäss des Magens gewissermassen zum Ueberlaufen zu bringen, geben die optischen Reize. Diese populäre Tatsache bleibt in der fachwissenschaftlichen Literatur gleichfalls unbekannt.

Auch vom Hunger- und Sättigungsgefühl gilt der von mir aufgestellte Grundsatz: Der objektive Wert des Nahrungsbedarfs, der Gewebehunger, wird von chemischen Momenten beherrscht; aber der subjektive Wert des Nahrungsbedürfnisses wird von physikalischen Momenten beherrscht. Den Nährwert beeinflusst der Chemismus. Daher spricht man mit Recht von „chemischem Nährwert". Auf die Sättigung hingegen wirken die physikalischen Einflüsse ein. Und dabei kommt erstlich der physikalische Aggregatzustand in Betracht, sodann die Temperatur und schliesslich das Volumen. Ich [34]) habe darauf schon wiederholt hingewiesen.

Was den Aggregatzustand anlangt, so beseitigen Flüssigkeiten das Hungergefühl wenig oder gar nicht. Ich [35]) habe das bereits wiederholt festgestellt. Neisser und Bräuning [36]) haben dies fünf Jahre später vollkommen übersehen. Deshalb ist es ein prinzipieller Fehler

[34]) Ztbl. f. Physiol. 1909, Bd. XXIII, Nr. 4. — „Diät u. Küche", Würzburg, S. 103 u. 104. 1911.

[35]) „Krankenernährung u. Krankenküche", Stuttgart, S. 13. 1906. — „Ueber die Behandlung des Ulcus ventriculi mittelst rationeller Küche." Juni 1908. — „Der Hunger." Ztbl. f. Physiol. 1909, Bd. XXIII, Nr. 4.

[36]) „Ueber normale u. vorzeitige Sättigung." Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 37.

von Neisser und Bräuning, zur Untersuchung über das Sättigungsgefühl Wasser mit festen Mahlzeiten zu vergleichen. Dabei bezieht sich die Unfähigkeit der Flüssigkeiten, zu sättigen, bloss auf Lösungen und nicht etwa auch auf Suspensionen oder gar Emulsionen. Auch das habe ich [37]) bereits klargelegt. Zuckerlösungen stillen den Hunger nicht, wenigstens nicht direkt. Dagegen besänftigt Kakaogetränk, eine Suspension darstellend, den Hunger sehr schnell. Deshalb empfiehlt es sich auch nicht, appetitlosen Kranken Kakao zu reichen, jedenfalls nicht am Anfange der Mahlzeit. Dieser Vorschlag von Nietzsche [38]), „man soll eine Stunde vorher eine Tasse entölten Kakaos den Anfang machen lassen", ist physiologisch falsch.

Milch stillt den Hunger des Säuglings. Aber der Hunger des Erwachsenen wird durch ausschliesslichen Milchgenuss nicht mehr besänftigt. Lüthje [39]) vertritt freilich den entgegengesetzten Standpunkt: „Nur einen grossen Vorteil", meint er, „besitzt oft (nicht immer!) die Karellkur: die Kranken haben merkwürdigerweise trotz der starken Unterernährung kein Hungergefühl." Allein diese Angabe erscheint mir objektiv unrichtig. Sogar Kranke, die nur geringen Appetit haben, werden von Milch doch nicht gesättigt. Einer meiner Kranken, der ziemlich appetitlos war, erhielt bloss einen einzigen Tag Milch und nicht einmal ausschliesslich Milch, sondern noch mit Sahnezusatz und vollends unter Hinzufügung eines Brötchens. Er bekam danach einen solchen Hunger, dass er, wie er sich ausdrückte, „essen musste". Wer an Magengeschwür leidet, der hungert, und dem vermag die gesamte flüssige Diät den Hunger nicht zu beseitigen. Schon darum ist jede Milchkur als Ulkus- oder als Entfettungskur für den Erwachsenen eine Hungerkur.

Dass der physikalische Aggregatzustand für die Befriedigung des Hunger- und Sättigungsgefühls hervorragende Bedeutung haben muss, das zeigt schon die Beobachtung an den Wiederkäuern. Deshalb habe ich [40]) stets auf diese Tiere besonders hingewiesen. Denn gerade ihr Gebaren ist von ausschlaggebender Bedeutung für die Lösung all dieser Probleme. Darum ist die Beobachtung dieser Tiere unter natürlichen unveränderten Bedingungen viel wertvoller als alle Experimente an anderen Tieren. Wer dies übersieht, der gelangt zu prinzipiellen Irrtümern.

Bei den Wiederkäuern gelangen alle Nahrungsmittel, soweit sie gelöst sind, durch alle Mägen hindurch zum Darm sofort, schnell, leicht

[37]) „Der Hunger." Ztbl. f. Physiol. 1909.
[38]) Ecce homo.
[39]) „Die Behandlung der Fettleibigkeit" im Handb. d. ges. Therap. v. Penzoldt-Stintzing 1909. 4. Aufl. Bd. 2, S. 20.
[40]) „Der Hunger."Ztbl. f. Physiol. XXIII. Nr. 4.

und ungehindert, während feste Körper die Schlundrinne noch nicht passieren können und daher erst der Rejektion und der Zerkleinerung durch das Wiederkäuen bedürfen und zwar so lange, bis sie so verteilt und so flüssig gemacht sind, dass sie nunmehr gleichfalls die Schlundrinne hindurchpassieren können. Diese Tiere sind mit Flüssigkeiten allein nicht zu sättigen, und wenn diese auch den chemischen Nährwert und den physikalischen Brennwert rechnerisch noch so genau aufweisen. Wenigstens tritt das Sättigungsgefühl nicht mehr nach der ersten Zeit des Saugens ein.

Hartgekochte Eier sättigen viel mehr als rohe oder weich gekochte. Auch das hatte ich [41]) bereits hervorgehoben. Daher kann man von diesen viel mehr essen als von jenen. Merkwürdigerweise ist diese einfache Beobachtung der gesamten fachwissenschaftlichen Literatur entgangen, so populär sie auch jedem Laien ist.

Feste, solide Körper haben eben grösseren Einfluss auf die Beseitigung des Hungergefühls als halbflüssige und weiche. Wer an Magengeschwür leidet, der empfindet sogar die grössten Schmerzen bei der Einnahme von festen Speisen. Allein trotzdem wird das Hungergefühl, das der an Magengeschwür Leidende ausserordentlich lebhaft empfindet, am ehesten durch Zubereitungen von festem Aggregatzustand beseitigt. Selbst ganz unlösliche, ja vollkommen nutzlose und unverdauliche, vollends unresorbierbare Körper von festem Aggregatzustande können das Hungergefühl beseitigen. Zu Zeiten der Hungersnot greifen die Menschen, um den Hunger zu stillen, gleichfalls zu festen Stoffen, die gar nicht nahrhaft und gänzlich unverdaulich sind. Viele Tiere nehmen sogar regelmässig solche Stoffe zu sich.

Freilich kommt dabei doch noch ein weiterer Gesichtspunkt in Betracht, der nicht zu übersehen ist, ein Beweis dafür, wie kompliziert die Verhältnisse bei der Nahrungsaufnahme sind. Denn gewisse Flüssigkeiten können zwar momentan sättigen. Aber sie können trotzdem auch noch Appetit oder gar Hunger machen. Das gilt für die alkoholhaltigen Genussmittel. Bier und Wein sättigen, trotzdem sie nähren, höchstens für den Augenblick. Es trifft also die Ansicht nicht zu, die Kant [42]) äussert: „Biertrinken nannte er ein Essen, weil Bier so viele nährende Bestandteile enthält, dass die Liebhaber desselben sich dadurch sättigen und sich den Appetit zum Essen verderben." Vielmehr beansprucht das Gegenteil physiologische Richtigkeit. Bier sättigt kaum oder höchstens für den Moment, wie ich bereits hervorgehoben

[41]) „Die Küche in der modernen Heilanstalt", S. 63. Stuttgart 1909. — „Küche für Entfettungskuren." Deutsche med. Wochenschr. 1907. Nr. 49, S. 2.

[42]) Immanuel Kant, „Ein Lebensbild nach Darstellung seiner Zeitgenossen". Halle 1902. J. Jachmann. 15. Brief.

habe, und hat dennoch hohen Nährwert. Die Abstinenten nehmen deshalb den falschen Standpunkt mit der Behauptung ein, dass Bier sättige. Diese unrichtige Annahme wiederholt neuerdings auch Rosemann[43]). Ebensowenig ist die Annahme richtig, dass Alkohol den Appetit verdirbt. Ich [44]) habe das Gegenteil festgestellt. Neuerdings gibt mir dies auch einer der abstinenten Aerzte zu: Dr. Paul Schenk [45]).

Das gleiche gilt für die Bouillon. Bouillon sättigt zwar momentan, ohne zu nähren, macht aber doch noch Appetit. Diesen Gesichtspunkt hat Wegele [46]) gänzlich übersehen, wenn er meint: „Im allgemeinen ist die in Deutschland herrschende Sitte, die Hauptmahlzeiten mit dem Genuss grosser Mengen von Suppe einzuleiten, dem Magenkranken entschieden zu widerraten, da der Magen von vornherein angefüllt wird, und für die wirklich nahrhaften Speisen dann der Appetit fehlt."

Denselben Irrtum scheint auch Nietzsche [47]) begangen zu haben, da er diese Eigentümlichkeit der deutschen Küche heftig bekämpft: „Die deutsche Küche überhaupt — was hat sie nicht alles auf dem Gewissen! Die Suppe vor der Mahlzeit —". Gleichfalls hat Albu [48]) die Bedeutung der Bouillon vollkommen verkannt, indem er behauptet: „Die Eröffnung der Mittagsmahlzeit mit einer Suppe ist überflüssige Gewohnheit, zumal bekanntlich der Fleichbouillon kein Nährwert zukommt." Dieser Standpunkt von Albu ist vollkommen irrig. Ich [49]) habe die Unrichtigkeit von Albus Auslassungen nachgewiesen. Ueberdies war bereits dreissig Jahre zuvor die eine physiologische Begründung für den Beginn des Mahls mit der Fleischsuppe gegeben worden. Renk [50]) hebt ausdrücklich hervor: „Die schmeckenden Stoffe der Fleischbrühe wirken als ausgezeichnete Genussmittel, um Appetit nach Speisen zu erregen." Wohlgeschmack und die durch die Schmackhaftigkeit erzielte Anregung des Appetits sind schon einige Gründe für den Beginn der Mahlzeit mit der Bouillon.

Ein weiterer Grund für die traditionelle Verlegung der Suppe an die erste Stelle der ganzen Reihenfolge von Speisen bezieht sich auf die Temperatur. Denn zu den höchst wirksamen Momenten der Physik, welche das Sättigungsgefühl beeinflussen, zählt auch die Temperatur.

[43]) „Die hygienische Bedeutung der alkoholischen Getränke." Zeitschr. f. Untersuchung der Nahrungs- u. Genussmittel. 1911. Bd. 22, S. 29 u. 33.

[44]) „Geschmack u. Appetit." Zeitschr. f. physik. u. diät. Therap. 1907/08. Bd. XI, S. 4 u. 5.

[45]) Vierteljahrsschr. f. öffentl. Gesundheitspflege. 1910. Bd. 42, S. 571.

[46]) „Die diätetische Küche für Magen- und Darmkranke." 4. Aufl., S. 22. Jena 1905.

[47]) Nietzsche, „Ecce homo". „Warum ich klug bin", S. 30.

[48]) „Grundzüge der Ernährungstherapie", Stuttgart, S. 43. 1908.

[49]) „Die Alkoholfrage im Lichte der modernen Forschung", S. 257. Leipzig 1909.

[50]) „Ueber die Kost in dem Krankenhause zu München." München 1877 in: Voit, „Untersuchung der Kost in einigen öffentlichen Anstalten", S. 100.

Die Temperatur hat ja auch für den Geschmack und die Schmackhaftigkeit sowie für die gesamte Küche, für die Aufgaben und Wirkungen von Küche und Keller hervorragende Bedeutung. Hier zeigt es sich also deutlich, wie sehr Geschmack und Schmackhaftigkeit nicht nur von chemischen, sondern auch von physikalischen Bedingungen abhängen. Selbst auf sämtliche psychischen Allgemeingefühle der Ernährung hat die Temperatur einen gewaltigen Einfluss, besonders auch auf unser Sättigungsgefühl. Ich habe das bereits eingehend hervorgehoben. In der medizinischen Literatur ist diese Tatsache merkwürdigerweise unbeachtet geblieben, selbst in der gesamten Literatur der modernen Spezialwerke über Diätkuren oder der Abhandlungen, welche sich mit der Technik der Entfettungskuren beschäftigen: Noorden[51]), Ebstein[52]), Richter[53]), Pfeiffer[54]), Weintraut[55]), Cantani[56]), Immermann[57]), Kisch[58]) u. a. m. Das ist besonders seltsam. Denn die Pathologie und Therapie befassen sich doch schon auf anderen Gebieten mit den thermischen Einflüssen eingehend, z. B. mit der Einwirkung der Kälte auf Diabetes, Nephritis, Erkältungskrankheiten u. a. m. Hat sich doch auch die Physiologie sogar mit einer eigenen Sinnesempfindung für die Temperatur abzufinden. Eine selbständige Spezialdisziplin der Therapie hat sich überdies schon herausgebildet, welche die thermische Beeinflussung zum Ziel hat. Denn wie sich in der Physik als ein eigener Teil die Thermodynamik abgezweigt hat und in der Chemie die Thermochemie, so sind auch die Thermotherapie in Form der Hydrotherapie, der Heisslufttherapie und der eigentlichen Thermotherapie, ferner die Diathermie, Transthermie und die Thermopenetration besondere Behandlungsmethoden. Die Beachtung der Temperatur der Speisen ist für die Praxis ausserordentlich wichtig, insofern sie gleichermassen für Entfettungs- wie für Mastkuren erfolgreich zu verwerten ist. Denn sie beeinflusst erheblich das Sättigungsgefühl.

Gleichfalls der exakten Physiologie der Ernährung ist diese Be-

---

[51]) Noorden, „Die Fettsucht", 2. Aufl. 1910. Nothnagels Handb.

[52]) Ebstein, „Die Fettleibigkeit u. ihre Behandlung", 7. Aufl. Wiesbaden 1887. — „Fettleibigkeit" in „Deutsche Klinik" v. Leyden u. Klemperer, Bd. XIII. Berlin 1903.

[53]) Richter, „Indikation u. Technik der Entfettungskuren" in „Sammlg. zwangloser Abhdlg." v. Albu, Heft 4.

[54]) Pfeiffer, „Behandlung der Fettleibigkeit" in Penzoldt-Stintzings Handb. d. Therap. inn. Krankh. 1897.

[55]) Weintraud, „Physik. Therap. d. Fettsucht" im „Handb. d. physik. Therap." von Goldscheider-Jacob.

[56]) Cantani, Spez. Path. u. Therap. d. Stoffwechselkrkh., deutsch von Hahn. Bd. III.

[57]) Immermann, „Die Fettsucht" in Ziemssens Spez. Path. u. Therap. 1879. Bd. XIII.

[58]) Kisch, „Die Fettleibigkeit". Stuttgart. F. Enke. 1888.

obachtung entgangen. Rubner[59]) behauptet sogar, „gewiss kann man auch ohne warme Speisen existieren". „Worin dieses Bedürfnis nach Wärme seinen Grund findet, ist nicht genügend aufgeklärt."

Warme Speisen, zumal warme Fleischgerichte, sättigen eben viel mehr als kaltes Fleisch. Selbst warme Flüssigkeiten beruhigen momentan das Hungergefühl, freilich auch nur für kurze Zeit. Diese Tatsache, aus der alltäglichen Praxis einem jeden Laien längst bekannt, ist seltsamerweise der theoretischen Wissenschaft fremd geblieben. Und doch beruht auch auf dieser Eigentümlichkeit die Tradition der Reihenfolge, die seit langer Zeit gerade mit einer warmen Flüssigkeit das Mahl einleiten und gerade mit eiskalten Speisen die Mahlzeiten beschliessen lässt. Jedenfalls ist die Einwirkung der Wärme auf das Sättigungsgefühl ein weiterer Grund dafür, dass die warme Bouillon die Reihe der Speisenfolge einleitet. Das ist es, was auch Schwalbe[60]) übersehen hat. Infolge dieser Einwirkung von warmen Flüssigkeiten auf das Sättigungsgefühl empfehle ich[61]) bei Entfettungskuren möglichst viel warme Mahlzeiten, auch warme Flüssigkeiten und warme Suppen. Andererseits sollte man bei Mastkuren oder bei Appetitlosigkeit möglichst selten warme Speisen verabfolgen.

Das Uebersehen dieser meiner Angaben hat Neisser[62]) und Bräuning zu vielen Irrtümern veranlasst. Denn einmal wusste das schon jeder Laie, dass feste Speisen mehr sättigen als Flüssigkeiten, selbst wenn diese warm sind. Zudem haben sie nicht einmal die Temperatur mit berücksichtigt, jedenfalls nicht erwähnt. Daher ist es auch nicht ausgeschlossen, dass sie kaltes Wasser mit warmem Kartoffelbrei vergleichen. Ihre Vergleiche hinken dann noch erheblich, denn das sind eben nicht „einfachste Probemahlzeiten", wie sie annehmen.

Warme Speisen, besonders warme Fleichgerichte, erzeugen aber auch leichter Widerwillen. Kalte Küche hingegen erregt leichter Appetit. Kranke, die an hochgradiger Appetitlosigkeit leiden und einen unüberwindlichen Ekel vor warmen Gerichten haben, nehmen oft noch recht gern kalte Speisen, z. B. kaltes Fleisch, zu sich. Daher sollte der Frauenarzt bei Erbrechen der Graviden nicht warme, sondern kalte Küche reichen. Zumal warme Fleischspeisen, warme Bouillon sind grundsätzlich verboten. Diese einfache Tatsache ist der Literatur der Frauenärzte unbekannt. Dabei ist aber die Beobachtung noch besonders bemerkenswert, dass es nicht etwa der Geruch sein kann, der diese Einwirkung auf Appetit bzw. Ekel bedingt. Diese kommt nicht etwa

[59]) Lehrb. d. Hygiene, 1892, S. 464.

[60]) Schwalbe, Lit.-Ber. d. Deutsch. med. Wochenschr. 1. März 1906.

[61]) Fortschr. d. Med. 1911. Nr. 51 u. 52. „Eine neue Entfettungskur mittels diätetischer Küche".

[62]) Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 37.

dadurch zustande, dass der Geruch den Brechreflex bei warmen Speisen leichter auslösen könnte. Denn ich habe jene Einwirkung der Temperatur auf Appetit und Sättigung auch bei geruchlosen, an totaler Anosmie leidenden Appetitlosen beobachtet und ebenso bei artefizieller Anosmie. Ueberhaupt wird hierbei der Geruch im allgemeinen überschätzt, wie es scheint. Rubner[63]) meint: „Warme Fleischspeisen behagen besser, weil mit den Dämpfen auch mehr riechende Stoffe sich verbreiten." Allein das Behagen an warmen Speisen ist durchaus nicht bloss darauf begründet, dass in der Wärme der Duft mehr hervortritt. Das Behagen dürfte vielmehr darauf zurückzuführen sein, dass die Wärme mehr auf das Sättigungsgefühl einwirkt. Daher bleiben wir von kalten Mahlzeiten weniger befriedigt, sogar in der grössten Hitze, wenn wir den ganzen Tag ohne eine einzige warme Mahlzeit bleiben. In der täglichen Erfahrung ist diese Tatsache des Einflusses der Temperatur auf das Sättigungsgefühl längst bekannt. Wer sich etwa aus Sparsamkeitsrücksichten mit kalter Kost begnügen wollte, wird sich sehr täuschen. Denn zur Sättigung bedarf er grösserer Mengen, so dass die kalte Mahlzeit schliesslich teurer wird als die warme. Auch Plinius[64]) hat bereits auf einen gewissen Unterschied aufmerksam gemacht. Wenn dieser auch nicht der richtige ist, so ist doch die Tatsache an sich bemerkenswert, dass er den Unterschied jedenfalls konstatiert: „Durch trockene, dürre und kalte Speisen wird der Körper mager." Augescunt corpora dulcibus atque pinguibus et potu: minuutur siccis et aridis frigidisque ac siti. Deutlich hebt der Dichter Shaw[65]) die physiologisch durchaus zutreffende Tatsache hervor, indem er der Frau Warren die Worte in den Mund legt: „Na, ich esse ganz gern; aber man braucht lange, will man von kaltem Fleisch und Käse und Salat satt werden."

Den grössten Einfluss auf das Sättigungsgefühl hat aber doch nicht die Temperatur, sondern ein anderer physikalischer Faktor. Das ist das Volumen der eingeführten Stoffe. Schon damit richtet sich das moderne Bestreben der durch die Chemie beeinflussten Wissenschaft und der chemischen Industrie nach einer künstlichen Nahrung mittelst konzentrierter kompendiöser Tablettchen oder chemischer Nährpräparate. Denn damit ist die Unmöglichkeit dieses Problems hinlänglich bewiesen. Nicht bloss die chemisch-analytische, sondern auch die physikalisch-volumetrische Bestimmung der Nahrung ist für ihren Wert entscheidend. Wie ich[66]) bereits hervorhob, erregen die Vegetabilien überaus schnell das Sättigungsgefühl. Sie nehmen nämlich bei der Zu-

[63]) Lehrb. d. Hygiene, S. 462. 1892.
[64]) Hist. nat. XI, § 118.
[65]) Bernhard Shaw, „Frau Warrens Gewerbe". 2. Aufzug.
[66]) „Küche für Entfettungskuren." Dtsch. med. Wochenschr. 1907. Nr. 47.

bereitung reichlich Wasser auf. Ebenso bekannt ist, dass Kartoffeln schnell sättigen. So erklärt sich der Erfolg der Kartoffelkur zum Zweck der Entfettung.

Schon zwei ganz gewöhnliche Beobachtungen der Klinik hätten genügen müssen, die exakte Physiologie und die praktische Diätetik auf diesen in der Praxis vergessenen Faktor der Erregung des Sättigungsgefühls durch das Volumen hinzuweisen. Erstlich ist bei Ektasie des Magens der Durst und häufig mit dem Durstgefühl auch das Hungergefühl zugleich erhöht, so dass diese Kranken grösserer Volumina zur Erregung des Sättigungsgefühls bedürfen. Deshalb ist die Schlussfolgerung von Albu[67]) ganz irrig, die er aus der Beobachtung zieht, dass den an Gastrektasie Leidenden, selbst nach Zufuhr von $^1/_2$ Liter Milch oder Sahne oder dgl., die mittelst Schlundsonde künstlich zugeführt werden, das Sättigungsgefühl meist vollkommen fehlt. Wenn Albu daraus auf die Güte seiner Methode der Sondenernährung schliesst, so ist die Folgerung aus drei Gründen unrichtig.

Einmal sättigen Flüssigkeiten überhaupt weniger. Sodann ist aber gerade bei Gastrektasie häufig das Sättigungsgefühl ohnehin nicht leicht zu befriedigen. Schliesslich besteht ein grosser Unterschied, ob man natürliche oder künstliche Ernährung wählt. Und diesen Unterschied, den Neisser[68]) und Albu[69]) immer übersehen, muss man bedenken. Mag man sich noch so sehr an die Sonde schon gewöhnt haben, immer stellt sich doch mehr oder weniger leicht Uebelkeit dabei ein. Dieses Gefühl ist aber nicht ohne jeden Einfluss auf das Sättigungsgefühl.

Freilich kommen auch Fälle von Gastrektasie vor, in denen das Sättigungsgefühl in anderer Weise alteriert ist. Infolge der Gärungen nämlich ist die Appetitlosigkeit hochgradig, so dass leicht Uebelkeit und Ekel besteht, und das Hungergefühl aufgehoben ist.

Im Gegensatz zu diesen Fällen von Gastrektasie ist gerade bei Atonie der Hunger meist sehr gross. Das Sättigungsgefühl fehlt fast gänzlich. Es besteht Akorie.

Andererseits sind die Fälle nicht so selten, in denen durch sehr geringe Volumina vorzeitig das Sättigungsgefühl eintritt, ohne dass man sich diese Erscheinung zu erklären vermochte. Auch Neisser und Bräuning lassen sie unerklärt. Offenbar handelt es sich um das Gegenteil von Atonie, nämlich um eine Hypertonie des Magens.

---

[67]) „Sondenernährung u. Sättigungsgefühl" Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 42.

[68]) „Ueber normale u. über vorzeitige Sättigung." Münch. med. Wochenschr. 1910. Nr. 37.

[69]) Therap. Monatsh. April 1898. — Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 42.

Der Magen ist gewissermassen zu klein, wenigstens in physiologischem Sinne. Er ist wenig und schwer oder langsam erweiterungsfähig.

Diese Tatsache der Beeinflussung des Sättigungsgefühls durch das Volumen, der modernen Physiologie, jedenfalls der praktischen Diätetik und der angewandten Ernährungstherapie nahezu fremd, ist doch schon früher in der Literatur erwähnt worden, freilich auch da nur nebenbei und gelegentlich. Daher ist man zu der Annahme gedrängt, dass die modernen exakten Disziplinen diese Angaben übersehen oder vergessen haben. Voit[70]) ist es, der bei der Besprechung der Kost in Volksküchen folgende Ansicht ausspricht: „Man gibt sich hier offenbar einer argen Täuschung hin; denn wenn die Leute von dem Volumen des Essens befriedigt sind und sich satt fühlen, so haben sie noch nicht notwendig eine Nahrung für die Mittagszeit aufgenommen.“ Ebenso meint er[71]): „Diejenigen, welche an die meist grösseren Massen der Vegetabilien gewöhnt sind, täuschen sich leicht über den Nährwert einer weniger voluminösen Kost; sie beurteilen nach der Anfüllung ihres Magens und dem trügenden Gefühl der Sättigung den Wert einer Nahrung und sie verspüren ein Hungergefühl, sobald der Magen bei einer besseren und kompendiöseren Kost nicht mehr so stark angefüllt wird. Dieser Umstand hindert häufig die Einführung einer besseren Ernährungsweise. Ein Irländer klagt über Hunger, wenn er sich statt mit 10 Pf. Kartoffeln mit einem geringeren Volumen gemischter Nahrung erhalten soll; die gefangenen russischen Soldaten in der Krim, welche an die grossen Mengen des russischen schwarzen Soldatenbrotes gewohnt waren, vermochten sich an der gemischten Kost der Franzosen nicht zu sättigen. Die gleiche Erfahrung macht man an den für den Militärdienst ausgehobenen Bauernpferden, welche sich ebenfalls an die Ersetzung einer Portion Heu durch weniger Raum einnehmenden Haber erst gewöhnen müssen.“

Dieselbe Beobachtung hebt Meinert[72]) hervor, gelegentlich der Untersuchungen, die sein Mitarbeiter Baer über die breiartige Beschaffenheit der Speisen in der Gefängnisküche anstellte. Dabei ersetzte er die Breie durch feste Speisen versuchsweise und fand: Die Versuchspersonen „betonten namentlich, dass die neue Kost ihnen auch, aber in angenehmerer Weise, das Gefühl der Sättigung verschaffe und dieses Gefühl wesentlich nachhaltiger sei, als bei der Anstaltskost, bei welcher man, besonders bei gewissen Speisen (Reis, Kohl, Rüben) schon nach kurzer Zeit wieder Hunger verspüre. „Die Speisen der neuen Kost sind viel kräftiger, man fühlt sich kräftiger danach, man bleibt viel länger satt“ und dem ähnliches

---

[70]) „Ueber die Kost in öffentlichen Anstalten“, München, S. 47. 1876.
[71]) l. c., S. 16.
[72]) „Ueber Massenernährung“, S. 97. Berlin 1885.

mehr wurde von verschiedenen Versuchspersonen geäussert". Zum gleichen Resultat gelangt Meinert[73]), als er über die Folgen des Genusses zu grosser Speisenvolumina, wasserreicher, breiartiger Speisen usw. Untersuchungen anstellte: „Derartige Menschen sind mit geringeren, aber gehaltreicheren Nahrungsmitteln in der ersten Zeit nach eingetretener Veränderung der Kost nicht zu sättigen, — dies richtet sich aber bald ein und sollte entschieden nicht abhalten, eine weniger voluminöse Kost einzuführen." Meinert[74]) fährt dann fort: „Durch die Erweiterung der Magen- und Darmwandungen tritt das Sättigungsgefühl erst auf, wenn grosse Speisemassen verzehrt sind, wie wir dies selbst bei ganzen Völkerschaften, z. B. den Irländern, dann im sächsischen Erzgebirge, in Oberschlesien usw. finden, deren Bewohner in der Hauptsache von Kartoffeln und Schwarzbrot leben. Diese dauernde Uebersättigung bedingt anscheinend den enormen Verbrauch von Speisen. Es zeigte sich, dass bereits nach wenig Tagen während der zweiten Versuchsperiode, welche am Mittag konsistentere, daher weniger voluminöse Speisen, am Abend oft Käse und Hering statt der dünnflüssigen Suppen (von 1100 g) brachte, sämtliche Versuchspersonen sich als vollständig gesättigt erklärten, wenn auch natürlich diejenigen, welche sich seit langer Zeit an die Vertilgung gewaltiger Speisemengen, wie z. B. die Versuchspersonen Nr. 33 und 115, gewöhnt hatten, dieser Gewöhnung entsprechend auch während der zweiten Periode mittags mehr als die dargebotene reglementsmässige Portion verzehrten. Lasse man doch diese Ausnahmepersonen einmal einige Zeit lang das Gefühl nach der Mittagsmahlzeit haben, dass sie nicht voll gesättigt sind, — bald werden sich auch diese Organismen daran gewöhnen, mit den gebotenen, vollständig ausreichenden Speisemengen der zweiten Periode auszukommen. Auch damit würden ganz erhebliche Nachteile der bisherigen Anstaltskost, die Ursachen einer ganzen Anzahl von Krankheitserscheinungen und Indispositionen beseitigt sein.

Der mehrerwähnte vorzügliche Praktiker, Strafanstalts-Direktor Krohne, und der erste Anstaltsarzt von Wehlheiden, Dr. Andreae, haben eine gleiche Beobachtung gemacht. Letzterer teilt in seinem Gutachten über die in Wehlheiden neu eingeführte Anstaltskost vom 1. März 1884 mit, dass die alsbaldige Folge der neuen Verköstigung das Gefühl ungenügender Füllung, des Hungers, war; die meisten Gefangenen, die zum weitaus grössten Teil aus anderen Anstalten, in denen sie nach dem alten Etat verpflegt waren, nach Wehlheiden kamen, gewöhnten sich aber, wie die Erfahrung lehrte, ziemlich rasch an die geringere Menge besserer und schmackhafterer Speisen,

[73]) l. c., S. 78. Anm. 1.
[74]) l. c., S. 78—80.

die noch dazu weniger Verdauungsbeschwerden verursachten. Gerade in dem letzteren Umstand sowie in der eigenen Beobachtung, dass sie nicht matter wurden und ihre frühere Arbeitsfähigkeit behielten, sehe ich den Grund, welcher die Magen der Leute mässigte und zum Verstummen brachte. „Aber selbst," fährt dann Andreae fort, „wenn dies nicht der Fall wäre, würde es meiner Ansicht nach noch immer kein Beweis gegen die Güte der neuen Speisung und kein Grund sein, dieselbe wieder fallen zu lassen, vielmehr wäre sie ein weiteres nicht zu unterschätzendes Mittel, die Haft der Gefangenen als eine wirkliche Strafe erscheinen zu lassen, nicht als einen sorgenfreien, für manchen vielleicht selbst angenehmen Aufenthalt, während dessen sie stets satt zu essen hätten. Das Gefühl nicht vollständiger Sättigung würde sie ihnen vielmehr, und zwar vielleicht noch in höherem Grade als die Freiheitsentziehung selbst zu einer die ganze Strafzeit begleitenden regen Pein und Plage machen, vorausgesetzt natürlich, dass darunter die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit nicht leiden."

Diese Einwirkung des Volumens auf das Sättigungsgefühl weist darauf hin, dass die Wandspannung innerhalb der Magenhöhle in Beziehung zum Sättigungsgefühl stehen muss. In einem weiteren Fall ist es gleichfalls die Wandspannung innerhalb einer anderen Körperhöhle, die ebenso in Beziehung mit einem Reflex des Nahrungstraktus steht. Das ist das unstillbare Erbrechen in der Gravidität. Ohne Zweifel kommt bei dieser Erscheinung der erhöhten Wandspannung in der Uterushöhle erhebliche Bedeutung zu. Denn gerade bei Zuständen, welche sich durch dieses Moment besonders auszeichnen, kommt unstillbares Erbrechen am häufigsten vor, bei der angeborenen Anteflexion, Hydramnion, bei Zwillingen. Daher erweist sich die einfache Dilatation des engen Zervikalkanals wirksam. Nach der Dilatation mit der Entleerung und ohne die Entleerung der Uterushöhle hört das Erbrechen auf. Es kommt vor, dass die blosse Dilatation mittelst des Pressschwamms, sogar ohne folgende Entleerung der Höhle, vollkommen ausreicht, um das Erbrechen zum Verschwinden zu bringen. Ich [75]) hebe das besonders hervor.

Genau ebenso hat auch die Wandspannung innerhalb der Magenhöhle, die Entleerung und die Dilatation mittelst gewisser Speisen, die förmlich wie ein Pressschwamm wirken, Einfluss auf die Sättigung. Der Wirkung des Pressschwamms ist nämlich die Wirkung des Brotes oder der Kartoffel zu vergleichen. Gerade Brot und Kartoffeln sind die Nahrungsmittel, die uns sättigen sollen. Sie sind die genussmittelarmen Konstituentien. Darauf weise ich [76]) stets hin. Die genuss-

[75]) Fortschr. d. Med. 1911, Nr. 51 u. 52.
[76]) „Diät u. Küche", S. 56. Würzburg 1911.

mittelreichen Beilagen haben den Zweck, diese genussmittelarmen, aber sättigenden Konstituentien zugleich aufnahmefähig zu machen. Dabei fungiert das porenreiche Brot genau so wie ein Pressschwamm. In Wirklichkeit werden diese porenreichen Nahrungsmittel ja auch dazu benutzt, um Butter, Fette, Saucen, Flüssigkeiten reichlich aufzunehmen. Und diese Wirkung erstreckt sich auf den Magen ebenso wie auf den Mund. Ihre Wirkung auf den Mund habe ich [77]) bereits angegeben. Der Zuckerkranke verliert sehr schnell den Appetit auf Fleisch, das beliebteste und schmackhafteste Genussmittel, und empfindet den höchsten Ekel vor Fleisch, vorausgesetzt, dass man ihm nicht als Zukost das nahezu geschmacklose Brot gestattet. Das Brot hat nämlich eine wichtige, bisher übersehene Funktion. Nicht etwa bloss der Geschmack des Brotes ist es, nach dem der Diabetiker lechzt. Vielmehr beseitigt das ziemlich geschmacklose Brot oder die Kartoffel zugleich den intensiven Geschmack und Nachgeschmack des Fleisches momentan, so dass der Geschmack des Fleisches nicht so lange anhalten kann. Diese Wirkung des Brotes ist ja beim Wein bekannt, so dass der Weinkenner sogar absichtlich Brot geniesst, wenn er einen spezifischen Weingeschmack und Nachgeschmack recht schnell von der Zunge entfernen will. Diese Wirkung ist eine rein mechanische und vergleichbar etwa mit der Wirkung einer Bürste. Und dieser Wirkung auf die Organe der Mundhöhle steht ihre Wirkung auf die Magenhöhle nahe.

Da Volumen und Aggregatzustand das Sättigungsgefühl beeinflussen, so ist auch die mechanische Zerteilung der Nahrungsmittel durch die kulinarische Technik, die Grobheit bzw. Feinheit in der Herstellung der Speisen durch die Küche nicht ohne Bedeutung für das Sättigungsgefühl. Diese Beobachtung bietet eine weitere Stütze für meine Annahme, dass das Sättigungsgefühl nichts anderes ist als das Wegkratzen des Kitzelgefühls, als das ich das Hungergefühl ansehe.

Mit der Tatsache, dass die mechanische Verteilung einen Einfluss auf das Sättigungsgefühl ausübt, mag eine weitere Beobachtung zusammenhängen. Das ist die von mir [78]) oft hervorgehobene Tatsache, dass Fisch weniger sättigt als Fleisch. Das ist eine alltägliche Erfahrung. Jede Frau weiss, dass das Sättigungsgefühl ihres Gatten nicht so nachhaltig andauert, wenn er zu Mittag statt Fleisch bloss ein Fischgericht erhält, selbst wenn dieses an Quantität die gewöhnliche Portion der Fleischspeise sogar übertrifft. Beim Militär sorgt der Offizier, wenn er den Mannschaften mittags einmal Fisch verabfolgt, für ein besonders reichliches und sättigendes Abendbrot. Jeder besser Situierte hält sich für verpflichtet, dann, wenn er ein Fischgericht reicht, ausser-

[77]) „Diät u. Küche", Würzburg, S. 57. 1911.
[78]) „Krankenernährung u. Krankenküche", Stuttgart, S. 13. 1906.

dem noch einen Fleischgang zu bieten, hingegen in dem andern Falle, dann nämlich, wenn die Fleischspeise die „pièce de résistance“ bildet, nicht noch unbedingt Fisch verabfolgen zu lassen.

Bezeichnend ist ferner die Reihenfolge. Die Fischgerichte gehen den Fleischspeisen stets voran. Die physiologische Begründung für diese Tradition gibt die Tatsache, dass die Fischspeisen weniger sättigen. Da die Wissenschaft der Diät diesen subjektiven Faktor der Sättigung überhaupt vergessen hatte, mit in Rechnung zu ziehen, gelangte sie zu verkehrten Auffassungen über den Wert von Fisch- und Fleischnahrung. Denn Rubner[79]) meint: „Sehr irrige Anschauungen werden vielfach über das Fischfleisch gehegt; man hält es für wenig ‚kräftig‘. Mageres Kalbfleisch enthält nicht mehr Eiweiss als etwa das Hecht- oder Karpfenfleisch. Es ist daher ein wenig berechtigtes Misstrauen, wenn man im Volke von dem Fischeiweiss wenig Gebrauch macht.“ Allein die verschiedene Bewertung von Fisch und Fleisch seitens des Laienpublikums ist in der Tatsache begründet, dass sich das Publikum in der Praxis doch nicht ausschliesslich auf den chemischen Nährwert beschränkt, wie die theoretische Wissenschaft. Den kennt der Laie ja gar nicht. Das, wonach sich der Laie vielmehr richtet, ist der Sättigungswert, den die Theorie bisher übersehen hat. Das ist das Ei des Kolumbus. Daher kommt es, dass das Laienpublikum doch recht hat, und die Wissenschaft eben unrecht, wie ich[80]) das schon hervorgehoben habe. Auch Rosenfeld[81]) hat das nicht erkannt, wenn er sagt: „Das Fischfleisch ist also bei gleichem Eiweissgehalt ein dem Rindfleisch ganz gleichwertiges Nahrungsmittel.“ Und noch irriger ist die Angabe von P. Schrumpf[82]): „Nach Rosenfeld ist das Fischfleisch dem Schlachttierfleisch auch im Punkte der Sättigungskraft gleichwertig; der falsche (!) Ruf geringen Sättigungsvermögens dürfte daher rühren, dass beim Essen grätenreicher Fische bald eine Ermüdung der Kaumuskeln eintritt, bevor das nötige Quantum Fleisch genossen worden ist, und dann infolgedessen das Sättigungsgefühl nur kurze Zeit anhält.“ Verwundert muss man doch fragen: Was soll denn die Ermüdung der Kaumuskeln bloss mit dem Sättigungsgefühl zu tun haben? Kann man sich denn etwa satt kauen? Wäre dies der Fall, dann hätte man ja ein sehr billiges und bequemes Mittel gegen Hunger und Hungersnöte. Dieser Einfluss des Kauens ist ebenso absurd wie

---

[79]) 1907, Aufl. 8. S. 518 und 1892, Aufl. 4, S. 511.

[80]) „Krankenernährung u. Krankenküche“, S. 12 u. 13. Stuttgart 1906.

[81]) „Der Nährwert des Fischfleisches.“ Vortrag in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau. 24. Nov. 1905. — Ztbl. f. innere Med. 1906. Nr. 7. — Oesterreich. Fischereiztg. Januar 1909.

[82]) „Das Fischfleisch als Nahrungsmittel.“ Zeitschr. f. physikal. u. diät. Therap. 1911. Bd. XV, S. 9.

die Annahme von Neisser und Bräuning, dass der Schluckakt das Sättigungsgefühl beeinflusst. Zudem verabfolgt ja die feine Küche die Fische stets ohne Gräten, und trotzdem hält das Sättigungsgefühl nach den Fischgerichten der feinen Küche ebensowenig an. Auch Schwalbes[83]) Ansicht kann nicht zutreffend sein, dass die Stärke der chemischen Reizung den Unterschied in der Sättigung bedingt. Mechanisch - physikalische Momente sind es vielmehr, die die Verschiedenheit im Sättigungsgefühl bedingen.

(Schluss folgt.)

Sitzungsberichte.

Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Sommersemester 1912.

Donnerstag den 25. April 1912.

Vorsitzender: Herr Moll, Schriftführer: Herr Westmann.

1. Herr Dr. **Arpad Kallos** spricht zur: „Vorstellung eines Sängers mit besonderen Erscheinungen einer willkürlichen Diplophonie (Doppelstimme)".

Unter Diplo- bzw. Polyphonie verstehen wir die Fähigkeit, mehrere Töne gleichzeitig mit demselben Anlaut zu erzeugen.

Derartige Fälle von Diplophonie sind äusserst selten, und wo sie beobachtet worden sind (Röhr u. a.) handelte es sich stets nur um pathologische Erscheinungen und nur um zufällige und man darf wohl sagen, höchst unkünstlerische Artikulationen.

Bei dem hier vorgestellten Sänger, Herr Balogh, haben wir eine willkürliche, bei unverändertem Organ erzeugte, künstlerische Betätigung und Schulung einer diplophonischen Stimme.

Das Auftreten der ersten Erscheinung der Diplophonie wurde im zwölften Jahre von ihm selbst zuerst wahrgenommen. Anfänglich nur scherzhaft und in knabenhafter Weise von ihm geübt, entwickelte sich diese Fähigkeit bei dem musikalisch veranlagten Knaben zu einer Virtuosität, über deren Bedeutung für sein künftiges Leben er selbst keine Ahnung hatte.

Mit 15 Jahren sang er ausgezeichnet Bass sec. und bildete sich dann weiter in der Musik aus. Bis zu seinem 23. Jahre sang er Bass sec., seine Stimme reichte von dem eingestrichenen A bis Subkontra F (Strohbass). 1908 wurde er zum ersten Male in der Medizinischen Gesellschaft zu Budapest von Dr. Tövölgyi einem grösseren Kreise von Aerzten wegen seiner Diplophonie vorgestellt. Herr Tövölgyi gab der Ansicht Ausdruck, dass

---

[83]) Deutsche med. Wochenschr. 1. März 1906. Lit.-Ber.

man theoretisch annehmen müsse, dass die Töne an räumlich von einander verschiedenen Stellen erzeugt werden.

San.-Rat Dr. Flatau-Berlin, der Herrn Balogh im November 1910 in der Medizinischen Gesellschaft in Berlin vorstellte, berichtet über die in Berlin vorgenommenen laryngoskopischen, phonetischen, röntgenologischen usw. Untersuchungen folgendes: Bei der laryngoskopischen Untersuchung zeigte sich keine Besonderheit, abgesehen etwa von einer mässigen Insuffizienz der Schliesser, wenn der Versuch zur Angabe höherer Töne während der Laryngoskopie gemacht wird. Während die einfache Stimme des Herrn ganz normal ist, hat die Doppelstimme einen wesentlich anderen und zwar hervorragend instrumentellen Klang, der in hervorragendem Masse an ein Duett eines Bass-Fagotts mit einer B-Klarinette erinnert. Die Herstellung der Doppelstimme ist, abgesehen von einer besonderen Form der Atmung und der Einstellung des Kehlkopfs, abhängig von einer eigentümlichen Konfiguration des Ansatzrohrs. Der Doppelton hat regelmässig den Umfang einer Duodezime. Die Töne haben ausser diesem auffällig grossen Intervall noch jede in ihrer Lage eigentümliche Kennzeichen. Die untere Tonreihe wird in ihren Klangverhältnissen sofort deutlich und erkennbar, wenn Herr B. isolierte Töne eines tief unterhalb des Brustregisters liegenden, des sog. Strohbassregisters darstellt.

Das klangvolle Organ, das imstande ist, sowohl Lieder und Arien auch mit Text wie Chöre zu singen, wirkte überall in den Fachkreisen überraschend und verblüffend; eine befriedigende Lösung der Frage, wie dieses einzigartige Stimmphänomen zustande kommt, ist bisher noch nicht gelungen.

Der Vortragende neigt der Meinung zu, dass diese willkürlich erzeugte Diplopolyphonie sich wahrscheinlich am Ende dadurch erklären lässt, dass sonst inaktive feinste Muskelgruppen willkürlich durch Uebung aktiviert worden sind und dass diese der schwingenden Luftsäule eine solche Bewegung verleihen und in den gespannten Stimmbändern Knotenpunkte erzeugen, so dass die Diplophonie entsteht.

2. Herr Dr. **Baerwald** spricht über: „Psychische Unterschiede der germanischen und romanischen Völker.“

Der Franzose scheint durchschnittlich visueller veranlagt zu sein als der Deutsche. In der grossen, den Vorstellungstypen gewidmeten Enquete des französischen Psychologen Saint Paul werden eine Reihe von Berichten wiedergegeben, deren Verfasser erklären, dass sie Worte ohne optische Vorstellungen der Druck- oder Schreibbilder überhaupt nicht zu denken vermögen. In der Umfrage der Berliner Psychologischen Gesellschaft über „Die Psychologie des motorischen Menschen“ findet sich die Mitteilung, dass das Wortdenken beständig mit optischen Elementen arbeite, nur zwei- bis dreimal und in weit bedingterer Form. Unter 202 Beantwortern, deren Angaben eindeutig genug sind, zählt St. Paul 58 visuelle Wortdenker, darunter 48, die es ausnahmslos sein wollen. Die Teilnehmer an der St. Paulschen Umfrage waren mit wenigen Ausnahmen Männer. Durch Befragung der Zuhörer stellte der Vortragende fest, dass unter 35 anwesenden Herren, die sich beteiligten, kein einziger sein visuelles Wortdenken für obligatorisch erklärte, während drei mitteilten, dass das innere Lesen ein normales, aber nicht ausnahmsloses Element

des Wortdenkens sei. Hält man diese Zahlen für vergleichbar, was sie allerdings nur mit Einschränkung sind, so wäre das visuelle Uebergewicht der Franzosen bewiesen. Die Befragung einer freilich nur kleinen italienischen Zuhörerschaft, zu der der Vortragende kürzlich Gelegenheit hatte, ergab ungefähr denselben Prozentsatz der Visuellen, den St. Paul berechnet hatte.

Die relativ starke visuelle Anlage der Franzosen glaubte schon Francis Galton auf Grund unmittelbarer Beobachtung feststellen zu können. Die grössere Befähigung der südlichen Völker zur bildenden Kunst fände hierin eine plausible Erklärung. Durch welche Einflüsse ist der Romane visueller geworden als der Germane? Zwei Gründe lassen sich dafür haftbar machen. Es kann als sicheres Ergebnis der psychologischen Experimente und Umfragen gelten, dass Frauen durchschnittlich visueller sind, als Männer. Der Romane ist aber nicht nur im Körperbau, sondern auch in seinem gesamten Seelenleben, wie sich auf den verschiedensten psychologischen Gebieten nachweisen lässt, femininer geartet als der Germane; seine visuelle Veranlagung ist also nur Teilerscheinung eines umfassenderen, grundlegenden Unterschiedes. Ferner beschäftigt der Süden das Auge weit mehr als der Norden, das Licht ist klarer, die Konturen schärfer, der Südländer lebt mehr im Freien, wo die Aufmerksamkeit nach aussen gezogen wird; die Formen der südlichen Bäume, der Zypresse, Pinie, Palme, sind prägnanter, eindrucksvoller, merkbarer als die der nordischen Laubbäume, selbst die deutschen, skandinavischen, schottischen Berge haben weichere und verwaschenere Linien, als die scharfgeschnittenen Grate der kahlen südlichen Gebirge. So haben sich wahrscheinlich Grundlage und Milieu die Hand gereicht, um den erwähnten Unterschied in der Psyche der grossen europäischen Völkerfamilien hervorzubringen.

An der Diskussion nahmen teil u. a. die Herren Müller, Berliner, Hennig, Westmann, Broh und Frau Rappaport.

Donnerstag, den 9. Mai 1912.

Vorsitzender: Herr Moll, Schriftführer: Herr Westmann.

Herr Dr. **Adler** spricht über: „Zur Psychologie der mangelhaften Geschlechtsempfindung des Weibes (J. J. Rousseaus „Femme de glace“ — Frau von Warens)“.

Die sehr intime Materie wird zum ersten Male zum Gegenstand einer Besprechung gemacht. Die bisher wenig gekannte Häufigkeit (ca. 25 %) des Zustandes gibt jedoch eine Berechtigung hierzu. Adler ist zuerst durch Rousseaus Confessions auf diese Anomalie aufmerksam geworden und hat sie dann als Frauenarzt verfolgt und studiert.

Zuerst erfolgt eine Einführung in Rousseaus Frau von Warens. Die einschlägigen Stellen werden angeführt. Aus ihnen geht hervor, dass die Genannte „froide“, „une femme de glace“, „une femme de marbre“ war.

Was ist unter „mangelhafter Geschlechtsempfindung des Weibes“ zu verstehen? Adler lehnt die missverstandene Deutung, als ob das ganze weibliche Geschlecht an mangelhaftem Geschlechtsempfinden litte, ab. Es gibt nur etwa 25 % und unter diese fallen sämtliche Formen, nicht nur die mangelnde

Libido, sondern auch die viel zahlreicheren Fälle von fehlendem Höhepunkt (Orgasmus) bei vorhandener Libido. Man kann direkt von einer „heissen Frigidität“ sprechen. Es wird zuerst das Wesen des Orgasmus geschildert. Dieser ist nicht gebunden an Uterus, Ovarien, Klitoris (Skopzen), sondern lediglich an die Geschlechtsmuskulatur, die in einen Wollustkrampf gerät. Der Orgasmus bleibt häufig aus bei früher Masturbation, ferner bei Ungeschicklichkeit, bei voller und auch relativer Impotenz des Mannes, schliesslich beim Vaginismus, der ein rein mechanischer (schmerzende Hymenalreste) oder auch ein psychischer sein kann.

Die Libido des Weibes selbst wird als eine zum Unterschiede von der des Mannes vielfach „gehemmte“ geschildert. Erziehung, Schmerzen, insbesondere die Hochzeitsnacht können sie fast ganz ertöten, ebenso wie eine durch Gonorrhöe erworbene, schleichende Unterleibsentzündung. Schliesslich spielen mannigfache psychische Momente (Geruch, blond, schwarz usw.) eine bedeutende Rolle und es gibt noch einen undefinierbaren „Zauber der Persönlichkeit“, der restlos manche Unempfindlichkeit in das Gegenteil verwandeln kann.

Frau von Warens gehörte vermutlich zu der rein psychischen Form.

Zur Diskussion sprechen: die Herren Hammer, Levy-Suhl, Munter, Moll, Frau Tranka von Bagienski, Frau Rappaport.

Der Vortragende hatte das Schlusswort.

Donnerstag, den 23. Mai 1912.

Vorsitzender: Herr Baerwald; Schriftführer: Herr Westmann.

Herr Dr. **Moll** spricht „Zur Psychologie der Agitation.“

Die Agitation soll die Menge beeinflussen, nicht nur eine einzelne Persönlichkeit. Sie ist von Bedeutung sowohl für politische Vorgänge, wie religiöse Bewegungen, für das geschäftliche Leben, aber auch für Kunst und Wissenschaft. Auch Richter, selbst gelehrte Richter werden von einer geschickten in der Presse geübten Agitation beeinflusst; desgleichen die Aussagen von Zeugen. Die Agitation braucht sich nicht unmittelbar an die Masse zu wenden, sie kann von Person zu Person wirken. Aber eine Menge ist das Ziel der Agitation. Logische Begründungen spielen für die Masse eine geringe Rolle, aber selbst dem einzelnen gegenüber versagt oft jede Logik. Durch Gefühle und Affekte werden viele Menschen agitatorisch beeinflusst. Man denke an Zeugenaussagen. Selbstverständlich gehört zu den Gefühlen und Affekten in erster Linie das eigene Interesse. Immerhin ist die Masse dem Affektenleben und der affektiven Beeinflussung weit stärker ausgesetzt als der Einzelne. Die Masse, an die sich meistens die Agitation wendet, hat auch darin eine besondere Seele, dass das Verantwortungsgefühl geringer, das Machtgefühl grösser ist. Aber auch das moralische Kontagium kommt hier besonders zur Geltung, desgleichen die bewusste Nachahmung. Man beobachte nur, wie in einem Konzertsaal mitunter der Beifall, von einigen wenigen angeregt, sich rapide über den ganzen Saal verbreitet. In Wirklichkeit wird die Masse überhaupt fast immer von einigen wenigen beherrscht.

Die häufige Wiederholung spielt bei der Agitation eine wesentliche Rolle. Wir sehen dies z. B. bei der Reklame. Wir sehen es auch in Versammlungen, wo oft der eine oder andere veranlasst wird, die bereits einmal vom Redner aufgestellten Behauptungen in der Diskussion zu wiederholen. Ebenso spielt die Sinnfälligkeit eine Rolle. Ein verunglückter Krüppel wirkt viel mehr, wenn Schutzbestimmungen für Arbeiter verlangt werden, als lange Erzählungen, Auch das schlechte Gedächtnis der Masse und des Einzelnen ist zu berücksichtigen. Wenn Leuten vor den Wahlen etwas versprochen wird und, wie es meistens der Fall ist, nicht gehalten wird, kann der Betreffende doch wieder andere Versprechungen machen, weil die Masse bereits vergessen hat, dass er seine früheren Versprechungen nicht gehalten hat. Wesentlich ist für die Agitation die Ablenkung der Aufmersamkeit von dem, was dem Agitator unbequem ist. Man kann, ohne eine Unwahrheit zu sagen, lediglich durch Unterdrückung von wahren Tatsachen eine Agitation in bestimmte Bahnen leiten. Als gegen eine bestimmte Strassenbahn agitiert wurde, wurde jeder Unglücksfall gewissenhaft täglich unter Lokalem in der Presse gebucht, später war davon nicht mehr die Rede. Die Suggestion spielt eine erhebliche Rolle, besonders aber bei der Agitation, die sich an die Masse wendet. Es werden Dinge als Tatsachen hingestellt, die erst zu beweisen sind. Nehmen wir an, die Bewegung für das medizinische Studium der Frauen. Es wird behauptet, dass das Bedürfnis der Frauen nach Aerztinnen sehr gross sei; die Statistik hat aber bisher das Gegenteil ergeben, womit etwa nicht gesagt sein soll, dass die Zulassung der Frau zum medizinischen Studium nicht aus anderen Gründen wesentlich berechtigt ist. Vieles kann man bei der Agitation nicht genügend erklären, beispielsweise, weshalb die Sugestibilität der Masse für bestimmte Dinge besteht, für andere nicht; weshalb ein Buch, ein Theaterstück plötzlich den grössten Erfolg hat, während es jahrelang vorher unbeachtet blieb, das wissen wir oft genug nicht. Kein Mensch ist gefeit gegen agitatorische Wirkungen. Männer von hoher Intelligenz sind ebenfalls der agitatorischen Wirkung auf bestimmten Gebieten ausgesetzt. Andererseits spielt für die Wirkung der Agitation die Persönlichkeit eine Rolle. Der Zauber einzelner Persönlichkeiten ist in Volksversammlungen, in Fraktionen, in Parlamenten, aber auch in der hohen Politik oft sehr massgebend, und darauf beruht es auch, dass der Gegenagitator möglichst das Prestige der Persönlichkeit zu vernichten sucht. In der Schule sehen wir den Einfluss der Persönlichkeit bei manchen Lehrern. Bei der Persönlichkeit spielt nicht der Erfolg allein eine Rolle. Napoleon I. hatte schon zahlreiche Misserfolge gehabt, als er von Elba aus landend, allmählich ganz Frankreich zu seinen Füssen sah. Nicht unwesentlich ist für die Agitation das Schlagwort. Beispielsweise das Wort Repräsentationsgelder ist in vielen Fällen nur ein anderer Ausdruck als Schmiergelder, zum Freihalten von Kunden bestimmt. Solche Schlagwörter haben die allergrösste Bedeutung. Das Schlagwort soll möglichst auf das Gefühl wirken.

Sich ganz gegen die Agitation wiederstandsfähig zu machen, wird keinem gelingen. Selbst kluge und ruhige Menschen werden durch eine geschickte agitatorisch wirkende Reklame verwirrt. Man denke an den Gedankenleser Bellini, der plötzlich viele Leute glauben liess, es gäbe eine übersinnliche Gedanken-

übertragung. Man denke an Stumpf, den Berliner Psychologen, der sich vom klugen Hans, einem Pferde, bzw. dessen Besitzer auf das schwerste irreführen liess und einem Pferde grosse Rechenkünste zutraute. Immerhin wird man versuchen müssen, auch der Agitation gegenüber möglichst die Logik zu bewahren.

Gefährlich ist es, wo die Wissenschaft in den Dienst einer Agitation gestellt wird. Man denke an Bäderanalysen, an chemische Fabriken, man denke auch an die Aufhebungen von Strafbestimmungen gegen die widernatürliche Unzucht. Auch da sehen wir die Wissenschaften oft zugunsten agitatorischer Wirkungen gefärbt. Aber wenn man sich selbst nicht gegen die Agitation widerstandsfähig machen kann, so ist das auch nicht allzusehr zu bedauern, denn auch das Gefühlsleben hat seine Berechtigung. Man braucht nicht alles im Leben — natürlich ausserhalb der Wissenschaft — nur mit dem kalten Verstande zu beurteilen. Man wird vielmehr gut tun, im Leben eine gewisse Mitte zu halten. Eine gewisse Beeinflussung durch Gefühle und Affekte wird das Leben nicht nur reizvoller gestalten, sondern, wenn es Zwecke der Natur gibt, sicherlich zu deren Erreichung erheblich beitragen.

An der Diskussion nahmen teil die Herren Gumpertz, Berliner, Westmann, Baerwald. Der Vortragende hatte das Schlusswort.

Donnerstag, den 6. Juni 1912.

Vorsitzender: Herr Moll; Schriftführer: Herr Westmann.

Herr Gerichtsassessor Dr. **Hellwig** spricht „Zur Psychologie der richterlichen Urteilsfindung“.

Die richterlichen Urteile sind keineswegs lediglich logische Schlüsse, sondern ebenso sehr auch Willensentscheidungen und Werturteile. Gefühl und Willen des Richters haben auf das Resultat seiner Entscheidung einen weit grösseren Einfluss, als man im allgemeinen geneigt ist anzunehmen. Um ein korrektes Urteil fällen zu können, muss im allgemeinen der Tatbestand zunächst einwandfrei festgestellt und sodann richtig rechtlich gewürdigt sein. Die Tatsachenfeststellung wird von den Richtern meistens unterschätzt, weil sie infolge der formalen juristischen Ausbildung die rechtliche Würdigung zu überschätzen und mangels psychologischer Schulung sowie mangels genügender Kenntnis in der modernen Kriminalistik die Schwierigkeit einer hinreichenden Tatsachenfeststellung zu unterschätzen pflegen. Erfreulicherweise ist aber in neuerer Zeit eine erhebliche Besserung zu spüren. Sehr interessant ist es, die Rolle zu beobachten, welche das sog. Rechtsgefühl des Richters schon bei der Tatsachenfeststellung ausübt. Bei der rechtlichen Würdigung kommt es darauf an, dass der Richter, ohne an dem Buchstaben zu kleben, den Sinn des Gesetzes zu erforschen und auf die festgestellten Tatsachen anzuwenden trachtet. Trifft das Gesetz keine Entscheidung, so muss der Richter in dem konkreten Falle unter verständiger Abwägung der mancherlei berücksichtigenswerten Interessen gewissermassen den Gesetzgeber spielen.

Der Vortragende ging sodann dazu über, zu untersuchen, welche verschiedenen Umstände nach dieser oder jener Richtung hin bestimmend auf die

Urteilsfindung einwirken. Als erste Vorbedingung eines guten Urteils erklärte er die Objektivität des Richters, erklärte aber zugleich, dass sie sich in absoluter Weise wohl niemals erreichen lasse, da jeder Richter durch sein Temperament, seine gesellschaftlichen Beziehungen, seine politische Anschauung, ja seine Liebhabereien in gewisser Hinsicht leicht befangen sei, besonders der Laienrichter, der nicht durch ständige Schulung zur Objektivität erzogen sei. Diese natürliche Befangenheit sei aber durchaus nichts Anormales, sondern sei nur ein Beweis dafür, dass auch der Richter ein Mensch sei und sich daher von den menschlichen Schwächen nicht völlig zu emanzipieren verstehe. Der Richter müsse ferner Intesesse an seiner hehren Aufgabe haben. Dieses tiefe Interesse finde man leider nicht einmal bei allen Berufsrichtern, insbesondere nicht bei solchen Richtern, welche gegen ihre Neigung strafrichterliche Tätigkeit ausüben müssten, im allgemeinen aber noch weit weniger bei Laienrichtern. Selbstverständlich müsse der Richter auch sachkundig und rechtskundig sein. In der Strafrechtspflege sei der Berufsrichter zweifellos der grössere Sachkenner, in der Zivilrechtspflege aber könnten unter gewissen Voraussetzungen sachverständige Beisitzer gute Dienste leisten, so beispielsweise in den Kammern für Handelssachen. So müsse sich der Richter dort, wo seine eigene Sachkenntnis, die unmöglich auch nur annähernd die tausendfältigen Tatbestände, die seiner richterlichen Entscheidung unterbreitet würden, umfassen könne, nicht ausreiche, geeigneter Sachverständiger bedienen. Der Richter müsse ferner fähig sein, die Eindrücke der Verhandlung frisch aufzunehmen und sachgemäss zu verarbeiten. Er müsse der Verhandlung gespannt und aufmerksam folgen, müsse imstande sein, jederzeit zu beurteilen, worauf es ankomme, dürfe nicht durch Ueberarbeitung abgespannt sein. Da die Laienrichter meistens kein grosses Interesse an den Tag legten, auch das Wesentliche von dem Unwesentlichen in einigermassen verwickelten Sachen begreiflicherweise nicht zu unterscheiden vermöchten, sei auch in dieser Beziehung der Berufsrichter dem Laienrichter in der Regel erheblich überlegen. Der Richter müsse den Willen haben, auf jeden Fall, ohne Rücksicht auf Sympathie und Antipathie, den Sinn des Gesetzes zur Durchführung zu bringen, da es nicht seines Amtes sei, den Gesetzgeber zu korrigieren. Wie oft die Laienrichter gegen diesen Grundsatz bewusst und sicherlich noch weit öfters unbewusst fehlten, sei ja hinlänglich bekannt. Auch dem Berufsrichter falle es nicht selten schwer, ein Gesetz, das im Einzelfalle hart und nicht zweckentsprechend ist, zur Anwendung zu bringen. Natürlich dürfe der Richter auch an die Folgen seiner Entscheidung nicht denken; er müsse unabhängig sein nach unten und nach oben.

In dem letzten Teil seiner Ausführungen zog der Vortragende die Folgerungen, die sich aus dieser psychologischen Analyse einer guten Urteilsfindung ergäben. Er betonte, dass der Laienrichter in allen Beziehungen der schlechtere Richter sei und dass namentlich die Missgeburt des Schwurgerichts endlich beseitigt werden müsste. Die Unabhängigkeit sei noch weiter auszugestalten durch möglichste Beseitigung des Hilfsrichtertums, durch eine andere Art der Geschäftsverteilung; die Hauptsache aber sei, dass unsere Richter sich schon im Elternhaus, in der Schule und sodann im Verkehr mit Kollegen eine nie wankend werdende innere Unabhängigkeit zu eigen machten. Bessere Sach- und Rechts-

kenntnis sei durch eine geänderte Ausbildung und durch Fortbildungskurse zu erreichen. Insbesondere müsse jeder Richter auch psychologisch geschult sein. Wünschenswert sei es, Spezialstrafrichter, die in der modernen Kriminalistik, der gerichtlichen Medizin und der Psychiatrie zu Hause sein müssten, heranzubilden.

Dadurch, dass man dem Richter einen grösseren Spielraum gebe, vermindere man den Anreiz, unbewusst aus Zweckmässigkeitsgründen das Gesetz nicht zur Anwendung zu bringen. Die Ueberlastung vieler Richter müsse baldmöglichst beseitigt werden. Im Interesse der Objektivität endlich liege es, die Ablehnung wegen Befangenheit anders zu regeln und einen besonderen Verhandlungsleiter, der an der Beratung nicht teilnehme, zu schaffen.

An der Diskussion nahmen teil die Herren Schneikert, Kade, Frau Rappaport. Der Vortragende hatte das Schlusswort.

Donnerstag, den 20. Juni 1912.

Vorsitzender: Herr Moll; Schriftführer: Herr Westmann.

Herr Geh. Med.-Rat. Dr. **A. Leppmann** spricht über: Tötung auf ausdrückliches und ernstliches Verlangen."

Obige Art von Sondervergehen, welches im § 216 des gegenwärtig geltenden St.G.B. umgrenzt ist, ist eine verhältnismässig selten vorkommende Straftat. Die Reichskriminalstatistik für die Jahre 1882—1908 ergibt nur 68 Fälle mit 56 Verurteilungen, also nur etwa $^1/_{10}{}^0/_0$ der wegen Verbrechen oder Vergehen gegen das Leben Verurteilten. Auch die Annahme, dass vielleicht der grössere Teil der Täter mit ihrem Opfer freiwillig aus dem Leben geschieden sind, findet keine Stütze, wie der Vortragende durch Umfrage bei erfahrenen, stark beschäftigten Gerichtsärzten, bzw. akademischen Lehrern der gerichtlichen Medizin festgestellt hat. Wenn die Zahl der Fälle in der Erinnerung an Mitteilungen aus den Tageszeitungen grösser erscheinen könnte, so kommt dabei in Betracht, dass ein Teil der Doppelselbstmorde und ein Teil der Tötungen ohne ausdrückliches Verlangen gewisse Aehnlichkeiten der Tatbestände mit denen des § 216 haben, sowie dass einzelne Fälle besondere Sensation erregten.

Theoretisch liegt die Möglichkeit vor, dass die Tötung von dem Täter einerseits aus selbstsüchtigen oder aus edeln Motiven, aber ohne jede Absicht der Selbsttötung unternommen wird, und dass sie andererseits mit der festen Absicht der Selbstvernichtung ausgeführt wird, dass es sich also gleichsam nur um eine Abart des Doppelselbstmordes handelt. Die kriminalistische Praxis lehrt, dass überhaupt nur die letztere Abart bei uns vorkommt.

Es zeigt nun die psychologische Erfahrung, dass schon die gewöhnlichen Selbstmörder sog. Psychopathen, d. h. seelisch unharmonische Personen sind, welche sich namentlich gegen gewisse Eindrücke der Aussenwelt überempfindlich zeigen. Bei ihnen braucht die Psychopathie gar keine sehr schwere zu sein, um beim Hinzukommen besonderer äusserer Umstände einen unglücklichen Augenblick der Ratlosigkeit und Verzweiflung auszulösen, welcher ihnen die Waffe in die Hand drückt.

Bei der Tötung auf ausdrückliches und ernstliches Verlangen lehrt aber die

Untersuchung der Täter und Opfer, dass mindestens eins von beiden mehr als ein gewöhnlicher Psychopath, nämlich ein schwerer Psychopath sein muss, d. h. eine Person, welche wegen ihrer krankhaften Eigenschaften tief und dauernd mit der Welt zerfallen ist und welche namentlich meint, von der Umwelt nicht genügend gewertet und anerkannt zu sein. Dieser schwere Psychopath, gleichviel ob er Opfer oder Täter ist, spielt dann die führende Rolle, wenn er durch Liebes-, Familien- oder Freundschaftsbeziehungen mit dem Opfer verbunden ist, und die ganze Ausführung der Tat zeigt grössere Durchdachtheit als beim Einzelselbstmord. Es ist kein blosser Zufall, dass die meisten Täter den jugendlichen Altersklassen, namentlich dem Alter zwischen 18—21 Jahren angehören, denn in dieser Zeit, nämlich im Entwicklungsalter wirken psychopathische Eigenschaften am stärksten.

Zuweilen ist einer der Beteiligten nicht blos psychopathisch minderwertig, sondern ausgesprochen geisteskrank. Es handelt sich dann in erster Reihe um den, der getötet werden soll. Der Alkohol spielt insofern eine wesentliche Rolle bei dieser Straftat, als er zur Anfeuerung des Mutes genommen wird.

Der Vortragende bespricht dann noch die Verwendung des vorliegenden Deliktsbegriffs in den neuen deutschen, österreichischen und schweizerischen Strafgesetzentwürfen. Er fordert eine möglichst weite Abstufung des Strafmasses, namentlich nach der Seite der Milde hin wegen der Verschiedenartigkeit der Fälle. Andererseits hält er die Einfügung neuer Gesetzesbestimmungen zur Umgrenzung einer Straftat, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der vorliegenden hat, nämlich die Anstiftung zum Selbstmorde, für wünschenswert. (Der Vortrag wird ausführlich in der ärztlichen Sachverständigen-Zeitung veröffentlicht werden).

An der Diskussion nahmen teil Frl. Dr. Meyer und Dr. Adler. Der Vortragende hatte das Schlusswort.

Referate.

Anna Wiest, Beschäftigungsbuch für Kranke und Rekonvaleszenten, Schonungsbedürftige jeder Art, sowie für die Hand des Arztes. Mit 122 Textabbildungen und einer Vorrede von E. Romberg in Tübingen. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1912, 351 S.

Wir haben es hier mit einem Buche zu tun, wie es meines Wissens in der medizinischen Literatur überhaupt noch nicht vorhanden ist. Nicht selten sind es Patienten, die Wegweiserdienste der Medizin geleistet haben. Ich habe erst in neuerer Zeit einen schweren Tabiker gesehen, der sich selbst einen Apparat konstruiert hat, durch den er in der Lage ist, im Zimmer zu gehen. Viele von solchen Hilfsmitteln des Arztes, die wir den Kranken verdanken, werden der Oeffentlichkeit nicht bekannt. Das vorliegende Buch ist, wie aus Rombergs Vorrede hervorgeht, einer Dame zu danken, die in schwerer Zeit den Nutzen einer Behandlung, wie sie sie schildert, an sich selbst erfahren hat. Nicht allein bei Nervenkrankheiten, auf die der Verfasser in der

Vorrede das Hauptgewicht legt, sondern auch bei vielen anderen chronischen Leiden ist die Art und Weise, wie man den Patienten beschäftigt, von grosser Bedeutung. In erster Linie spielt dabei die seelische Beeinflussung eine Rolle. Nicht nur wird der Patient durch geeignete Beschäftigung von seiner Krankheit abgelenkt, sondern es wird dadurch, dass seine Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Ziel konzentriert wird, die Psyche in wohltuendster Weise beeinflusst und damit das subjektive Befinden des Kranken. Wieviele Kranke sehen wir den Tag über im Bette liegen, im Lehnstuhl sitzen oder unruhig von einem Zimmer in das andere gehen! Wie viele Patienten sehen wir, deren ganze Tätigkeit darin besteht, nur mit dem Nachdenken über ihre Krankheit den Tag hinzubringen!

Allen diesen Kranken kann das Buch von Anna Wiest, wenn es der Arzt zu benutzen versteht, Hilfe bringen. Der Inhalt geht aus dem Titel hervor. Aber der Titel sagt weniger als der Inhalt bedeutet. Es soll einer grossen Gruppe von Patienten den Weg zu einer Beschäftigung ebnen. Das Buch zerfällt in vier Teile: Fröbelarbeiten (z. B. Papierfalten, Ausschneiden, Flechtarbeiten usw.), Liebhaberkünste (z. B. Silhouettenmalerei, Bemalung photographischer Glasbilder, Metallplastik, einfacher Holzbrand, Kerbschnitt), weibliche Handarbeiten (Häkeln, Stricken, Durchbrucharbeiten usw.) und verschiedene Arbeiten (Blindenschrift, einfachere Strickarbeiten, Knüpfarbeiten u. dgl. mehr).

Wenn auch der grösste Teil der Arbeiten mehr für das weibliche Geschlecht geeignet ist, so sind doch auch Arbeiten angegeben, die sich für das männliche Geschlecht ganz gut eignen, z. B. Ritzarbeiten, Federzeichnungen, Postkarten mit leichter Aquarellmalerei. Obschon das Wesentliche diesen Arbeiten in der psychischen Wirkung liegen dürfte, so ist doch auch eine Wirkung auf den Körper nicht selten gleichzeitig vorhanden. Das ausgezeichnete alphabetische Verzeichnis am Schlusse des Buches wird dem Arzte die Orientierung erleichtern. Es sind hier nicht nur die körperlich leichten und die geistig leichten Arbeiten unterschieden, sondern es werden auch in einer besonderen Gruppe die Arbeiten für Bettlägerige, die sitzend arbeiten, für Bettlägerige, die liegend arbeiten müssen, verzeichnet.

Das Buch gibt auch überall die Quellen an, wo die für die entsprechende Arbeit notwendigen Materialen zu beschaffen sind. Da, wo es sich um etwas schwierigere Arbeiten handelt, wird auf Bücher verwiesen, die hierüber genaueres bringen. Man wird schon daraus ersehen, dass das Buch nicht etwa für alle Beschäftigungsarbeiten alle Einzelheiten bringen will.

Den Kranken und Rekonvaleszenten, die ans Zimmer gefesselt sind, kann das Werk, wenn es auf dem Schreibtisch des Arztes steht und von ihm richtig benutzt wird, vortreffliche Dienste für die Behandlung solcher Kranken leisten. Der Arzt, der das Buch richtig benutzt, wird es auf dieselbe Stufe stellen, wie ein Arzneimittelbuch, und von diesem Gesichtspunkt aus kann die mühsame Arbeit der Verfasserin, die offenbar Hand in Hand mit dem Verleger arbeitete, nicht genügend empfohlen werden.

Dr. Albert Moll.